



RUHRSTAHL



12 DEZEMBER
1960
4 W 5991 E

Werkzeitschrift

Nur für Betriebsangehörige



Titelfoto:

Konsument 1960

Da steht er, der Otto Normalverbraucher des Jahres 1960, schon paketbeladen — und doch erneut dem lockenden Reiz verführerischer Auslagen preisgegeben. Ihm ergeht es wie den meisten: Ohne es zu wissen gerät er oft bereits vor dem eigentlichen Kaufentschluß in das feinverzahnte Konsumgetriebe, das ihn nicht selten mittels raffinierter Werbemethoden von der Notwendigkeit eines bestimmten Kaufes zu überzeugen vermag. Kein Geld? Ach was: Kaufe heute — zahle später. Dadurch, daß er der Macht der vielfach „geheimen Verführer“ erliegt, verhilft er einem Phänomen zu umsatzträchtigem Leben, das man zuweilen als „Konsumgesellschaft“ bezeichnet. Einige Anmerkungen zum Thema Massenkonsum lesen sie auf Seite 4—7.

Foto: Ahlborn

Rücktitel:

Es weihnachtet ziemlich

Alle Jahre wieder wird den Konsumenten oft bereits viele Wochen vor dem Christfest durch die feinsinnig arrangierte Festbeleuchtung der Großstadt-Einkaufszentren ein handfester Wink gegeben, endlich mit den Weihnachtseinkäufen zu beginnen. Glaubte man indes bislang, mit Hilfe elektrischer Sterne, Engel und anderer profanisierter Weihnachtssymbole die angelockten Scharen zum Kaufen anregen zu müssen, so hat sich in diesem Jahr eine Ruhrmetropole etwas Neues einfallen lassen: In der sicheren Annahme, daß großzügige Leuchtbirnen-Arrangements und Weihnachtseinkäufe inzwischen zu einer gedanklichen Einheit geworden sind, hat man nämlich auf die zweckentfremdeten Christfestsymbole verzichtet und ein unverfänglicheres Lichtwochen-Thema angeschlagen. Und siehe da: Die Rechnung „Licht bleibt Licht“ ging auf. Die Kommerzialisierung des Weihnachtsfestes ist vollkommen . . . unauffällig.

Foto: Ahlborn

Wilhelm Hölscher, der seit dem Jahre 1922 bei der Henschel-Handelsgesellschaft, Bochum, tätig war, wurde kurz nach der Gründung der Ruhrstahl AG im März 1930 in die Verwaltung Witten als Maschinenbuchhalter übernommen; wenig später wurde er als Finanzdisponent eingesetzt. In dieser Eigenschaft hat er bis heute unzählige Zahlungs- und Überweisungsaufträge und Schecks ausgestellt, die insgesamt die Summe von rund 5,5 Mrd. Mark ausmachen dürften. Allein die Anzahl der von ihm bezahlten Rechnungen beträgt etwa 2,5 Millionen. Nach dem Umzug der Verwaltung in das neue Verwaltungsgebäude in Annen im vergangenen Jahr hat er auch die Kassenführung der Verwaltung übernommen. — Sein umfangreiches Pensum hat Wilhelm Hölscher stets still und ohne Aufhebens und — was besonders hervorzuheben ist — ohne die geringste Beanstandung bewältigt. Er verkörpert so recht den Typ des fleißigen, treuen und zuverlässigen Mitarbeiters. Am 11. Dezember 1960 ist Wilhelm Hölscher 64 Jahre alt geworden, und am Tage darauf wurde ihm in Anerkennung seiner bisherigen Leistungen Handlungsvollmacht erteilt. Na, dann herzlichen Glückwunsch!

Foto: Ahlborn

Friede auf Erden . . .

Wenn am Heiligen Abend die Glocken der Kirchen in Stadt und Land die Gläubigen rufen, beginnt für die Christenheit das Mysterium der stillen, der heiligen Nacht. Weihnacht, Christi Geburt, schönsten, höchstes Fest der christlichen Welt.

Millionen Wohnungen erstrahlen im warmen Glanz heimatlicher Weihnachtskerzen; Millionen Familien geschart um den geschmückten Baum. Heiliger Abend, Fest der Familie; für die Einsamen aber die einsamste Nacht.

Ein gnädiges Schicksal hat uns wieder ein – so scheint es – friedliches Fest beschert, sicher eine Weihnacht reichlicher Gaben. Doch Wohlstand und Geborgenheit – sind sie nicht trügerisch? Denn friedlos ist die Welt, die sich so sehr nach echtem Frieden sehnt.

*

Im Namen der Freiheit und Unabhängigkeit sterben im Kongo Menschen, brennen Dörfer. Truppen der Vereinten Nationen, des Schiedsgerichts der Welt, müssen mit der Waffe für Ruhe und Ordnung sorgen, damit die verkündete Unabhängigkeit Wirklichkeit werden kann, damit Frieden einzieht im Kongo. Schon sechs Jahre währt der gnadenlose Krieg in Algerien. Auch er wird im Namen der Freiheit und Unabhängigkeit geführt. Verhärtete Fronten; der Friedensengel weint blutige Tränen . . . Unruhen in Mittelamerika, Rassenkämpfe in Südafrika, Standrecht und Enteignung in Kuba. Wirtschaftliche Kollektivierung und geistige Versklavung in Mitteldeutschland: Flüchtlinge, die Haus und Hof verlassen, die neu beginnen, dort, wo sie hoffen, noch an Menschenrecht und Gewissensfreiheit glauben zu können.

Friedlose Welt, in der Feuer und Schwert, Willkür und Entrechtung herrschen, in der das Gewissen des einzelnen vergewaltigt und ganzen Völkern das natürliche Recht auf Selbstbestimmung abgesprochen wird. Friedlose Welt, in der gigantische Militärmanöver abgehalten und Fernraketen erprobt werden müssen, Demonstrationen der Macht, in der nur ein Gleichgewicht des Schreckens uns die Illusion des Friedens erhält.

*

Wie rasch zerrann alle Hoffnung auf weltweite Entspannung, auf sachliche Lösung drängender Probleme, als im Mai dieses Jahres die Pariser Gipfelkonferenz ein jähes Ende fand, kaum daß sie begann. Und Monate später jene Bilder aus dem Sitzungssaal der Vereinten Nationen, als der mächtigste Mann des Ostblocks in jähzorniger Wut seinen Schuh in wildem Wirbel auf die Tischplatte schlug. Das war kein Schaustück, das dem Frieden diente; Angst beschlich uns, Sorge vor einer Zukunft, in der Männer wie dieser die Hand am Hebel weltpolitischer Allmacht halten.

*

Vor wenigen Wochen wählte das amerikanische Volk einen neuen Präsidenten, einen jungen dynamischen Mann, knapp über vierzig. Wenn er am 20. Januar den Amtseid leisten wird, löst er einen Präsidenten ab, der in den acht Jahren seiner Regierungszeit ehrlich bemüht war, den mehrfach gefährdeten Weltfrieden zu erhalten. Eine kriegerische Auseinandersetzung mit dem Osten blieb uns bislang erspart, doch eine wirkliche Befriedung der Völker, die eine politische Entspannung zwischen Ost und West voraussetzt, blieb ihm versagt. Wir wandern seit Jahren ständig am Abgrund . . .

Ehrliches Wollen, das Bemühen um die gute Sache reichen allein nicht mehr aus. Neue Ideen, politische Phantasie – nicht Zufriedenheit mit dem bisher Erreichten, dem mühsam Bewahrten – sind heute vonnöten, um die Weltpolitik aus der Sackgasse zu führen.

Der neue Präsident der Vereinigten Staaten, der künftige Führer der westlichen Welt, verhiess seinen Wählern nicht Ruhe und Geborgenheit in idyllischer Abgeschlossenheit eines selbstgenügsamen Kontinents. Er verhiess seinen Wählern Verzicht auf den bequemen status quo, er erwartet von ihnen Opfer für die Sache der Entspannung, der Völkerverständigung, des Weltfriedens, so wie einst Englands Kriegspremier Churchill seinem Volk „Blut, Schweiß und Tränen“ als Preis für den Sieg abverlangen mußte.

*

Die Wahl des Präsidenten in den Vereinigten Staaten ist nicht nur für die Amerikaner bedeutsam. Auch alle jene Völker, deren westlich orientierte Politik sie zu Verbündeten der Vereinigten Staaten macht, werden sich auf die politischen Ziele einstellen müssen, die der junge Mann im Weißen Haus zu Washington der Politik des Westens gegenüber der Sowjetunion voranstellen wird. Das bedeutet vielleicht in mancher Hinsicht auch für uns den Abschied von manchen lieb gewordenen politischen Vorstellungen.

Noch wissen wir nicht, wie die neue Politik gegenüber dem Kreml aussehen wird. Die Berlin-Frage wird in jedem Fall ein Prüfstein dieser Politik des jungen Präsidenten sein. Es ist sicher, daß auch die Politik gegenüber den Entwicklungsländern eine neue Linie erhalten wird. Wenn dem Westen an der Sympathie, an der künftigen Zusammenarbeit mit den politisch noch unentschiedenen afroasiatischen Staaten, die erst kürzlich ihre Unabhängigkeit erlangt haben, gelegen ist, dann muß die wirtschaftliche Hilfe und politische Unterstützung, die ihnen der Westen angedeihen lassen kann, sehr viel gezielter erfolgen als bisher.

Auch Westdeutschland wird sich in Zukunft intensiver um die Entwicklungsländer bemühen müssen. Von ihm werden in verstärktem Maß glaubhafte Opfer für die wirtschaftliche Erschließung und Demokratisierung jener Völker erwartet werden, um deren Gunst nicht erst seit heute – mit unverhülltem Machtanspruch – der Osten buhlt.

*

Die Sorge um den Frieden verschattet auch in diesem Jahr den reinen Glanz der Weihnachtskerzen. Aller heutige Wohlstand, der unsere Gabentische so opulent mit Geschenken versehen hat, bleibt indes eitler Tand, bleibt vernunftswidriger Selbstbetrug, wenn wir in Zukunft nicht bereit sind zu teilen, nicht zuletzt im Sinne jener tätigen christlichen Nächstenliebe, die weder nach Herkunft noch nach Hautfarbe oder Rasse fragt. Nicht Almosen geben, sondern echte Hilfe, nicht Mitleid, sondern Verständnis jenen, die sich an uns wenden, vertrauend auf echte Menschlichkeit. Vergessen wir nie die Worte aus der Weihnachtsbotschaft: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Doch diese Worte der Verkündung sind nicht nur eine hehre Botschaft, sie sind Mahnung und Verpflichtung für alle, die guten Willens sind.

Aus dem Inhalt:	Seite
Redaktionskommentar: Friede auf Erden . . .	3
Arbeiten, um zu leben	4–7
Ein Werbefoto entsteht	8, 9
Unfallschutz: Nicht locker lassen	10
Selbstkritik zum Jahresanfang	11
Dreimal Weihnachtsfest	12–14
Freizeit: Ruhrstahl-Mitarbeiter besucht Folkwang-Schule	15
Entwicklungsländer: Rheinstahl- Delegierte in Lateinamerika	16/17
Jahresfeier 1960 der Ruhrstahl-Jubilare	18/19
Henrichshütte: Dir. Graf nahm Abschied	20
Werksarzt: Das Ergebnis der Röntgen- Reihenuntersuchung 1960	21
Kurzkomentar: Leserbriefe	22

Herausgeber: Ruhrstahl Aktiengesellschaft, Witten

Redaktion: Dipl.-Volkswirt Heiko Philipp,
Witten-Annen, Stockumer Straße 28, Telefon 69 11
Nebenanschlüsse 74 34/74 32

Fotos: Werkzeitschrift Ahlborn (34);
Chr. Schönefeld (11)

Illustrationen: E. Vaupel (3), Siebeck (7)

Klischees: Proll & Co. OHG, Bochum

Druck: C. Hundt sel. Wwe., Hattingen

Auflage: 16 900

Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Arbeiten um zu leben



Massenangebot



Massenproduktion

Das Jahr 1960 war für die meisten Unternehmer ebenso wie für den größten Teil der rund 20 Millionen Arbeiter und Angestellten in der Bundesrepublik ein gutes, ein erfolgreiches Jahr. Die in Westdeutschland herrschende gute Konjunktur hat uns mit Arbeit gesegnet. Auch in der Eisen- und Stahlindustrie haben sich die Löhne und Gehälter im Rahmen der günstigen Wirtschaftsentwicklung nicht unwesentlich erhöht. Wohl die meisten von uns haben im Laufe dieses Jahres ihren Lebensstandard – gewiß oft unbewußt – erhöht: Sie haben sich vielleicht eine schönere Reise als im vergangenen Jahr gegönnt, sie haben möglicherweise neue Möbelstücke gekauft oder sich bislang zurückgestellte Kleidungsstücke erfüllt. Der eine oder andere hat sich ein Auto zugelegt, hat eine schönere Wohnung bezogen oder einen Bausparvertrag abgeschlossen, für den er nun eisern spart. Gewiß, nicht alle unsere Mitarbeiter verdienen soviel, daß sie „große Sprünge“ machen können. Aber für anständiges Essen und haltbare Kleidung reicht es auch bei ihnen – und nicht selten sogar noch zu einem neuen Radio oder Fernsehapparat. Jeder, der ehrlich Bilanz machen will, wird zugeben müssen, daß es

ihm am Ende des Jahres 1960 zumindest in materieller Hinsicht besser geht als vor einem Jahr.

In den Vorweihnachtswochen setzte eine wahre Völkerwanderung in die Einkaufszentren der Großstädte des Ruhrgebiets ein. Das Weihnachtsgeld, das zu unser aller Freude in diesem Jahr reichlicher als im vergangenen ausgefallen war, wurde in oft erstaunlich großzügiger Weise wieder ausgegeben. Kein Wunder, denn kein Fest verleitet so zum Kaufen – für sich selbst wie auch für Freunde und Verwandte – wie das Weihnachtsfest. Die Umsätze des Einzelhandels nicht nur im Revier, sondern in der gesamten Bundesrepublik dürften nach bisher vorliegenden Meldungen neue Rekordhöhen erreichen. Der Kauftrubel in den verlockend dekorierten Läden und Kaufhäusern hatte manchmal etwas geradezu Beängstigendes. Kein Wunder: Kaufentschlüsse werden heute leicht gemacht. Kaufe heute – zahle später. Die „geheimen Verführer“ leisten ganze Arbeit.

Die „Industriegesellschaft“ ist ein soziologisches Schlagwort unserer Zeit, aber sie ist eine Realität, der wir auf Schritt und

Tritt begegnen – und selten in augenfälliger Weise als in diesen Vorweihnachtswochen in Läden und Kaufhäusern. Die Massenfertigung schafft sich ständig neue Märkte, weckt ständig neue Bedürfnisse bei den – durch die Wechselbeziehung Massenfertigung–Massenkonsum – mit immer mehr Kaufkraft ausgestatteten Verbrauchern. Massenproduktion verlangt nach Massenkonsum. Die Höhe des Lebensstandards ist nicht zuletzt auch von der Wechselbeziehung, die zwischen beiden herrscht, abhängig.

Über diese Beziehungen zwischen Massenerzeugung und Massenkonsum, über die Probleme der Industriegesellschaft und die damit zusammenhängenden soziologischen und sozialen Phänomene werden theoretische Überlegungen angestellt, über die sich weder der Arbeiter an seiner Werkbank noch der Käufer im Warenhaus im allgemeinen den Kopf zerbricht. Die Einsicht in diese Probleme geht über das Verständnis des einzelnen hinweg.

Für den Arbeiter oder den Verbraucher sind die sich oft fast unmerklich durchsetzenden Veränderungen unserer Produktions- oder Verbrauchsgewohnheiten und die damit verbundenen neuen

Konsumgesellschaft





Gespräch über Konsum?

Produktions- und Verkaufsformen bereits eine solche Selbstverständlichkeit, daß über ihren Ursprung kaum mehr jemand nachdenkt: Eine automatische Transferstraße hier, ein Fertigungsautomat dort, ein neuer Selbstbedienungsladen hier, ein Supermarkt dort. Aber wann wurden sie installiert oder eröffnet? Vor fünf oder drei Jahren oder erst im vergangenen Jahr?

*

Im letzten Jahrzehnt hat sich in Westdeutschland – hervorgerufen durch die ständige Ausweitung, Modernisierung und Technisierung der Industrie und durch den dadurch erst möglichen zunehmenden Wohlstand breiter Bevölkerungsschichten – ein soziologischer Wandlungsprozeß, vor allem in den Verbrauchsgewohnheiten der Konsumenten, vollzogen, dessen volle Bedeutung uns aber wohl nur bei einem Vergleich etwa mit den Verhältnissen im letzten Friedensjahr 1938 voll bewußt wird.

Massenproduktion, Massenkonsum, steigende Masseneinkommen, immer kürzere Arbeitszeiten, immer mehr Freizeit. Hier und da spricht man bereits von der „Wohlstandsgesellschaft“, eine Formulierung, die allerdings die gefährlich einseitige Ausrichtung

Produktionsprogramm



Gespräch über Qualitätsarbeit

unserer Weltanschauung auf die materiellen Güter des Lebens ausdrückt. Sie läßt nichts vermuten von den vielen noch ungelösten sozialen und politischen Problemen, die im Schatten der dynamischen Wirtschaftsentwicklung unserer Tage stehen.

Es ist gut, daß der alte Spruch: „Der Mensch lebt, um zu arbeiten“, sich immer mehr in: „Der Mensch arbeitet, um zu leben“ umkehrt. Wenn man aber in den Vorweihnachtswochen 1960 – vor allem an Samstagen – den Ansturm auf die Läden der großen Einkaufsstädte erlebt hat, dann fragt man sich unwillkürlich, ob eine derartig hektische Konsumfreude wirklich das alleinige Ziel unserer Arbeit sein kann.

Wir haben in den vergangenen Jahren hart gearbeitet, und auch heute wird uns nichts geschenkt. Jeder von uns hat sich seinen Anteil an dem reichlichen Konsumangebot ehrlich verdient. Wer jedoch einmal mit kritischen Augen an einem Samstagnachmittag in der Vorweihnachtszeit das Treiben an den Schwerpunkten des Massenkonsums in unseren Großstädten beobachtet hat, wird zugeben müssen, daß ihn ein unbehagliches Gefühl beschlich. Doch niemand vermag eine konkrete Begründung dafür zu geben. Was ist es nur, das uns beunruhigt?

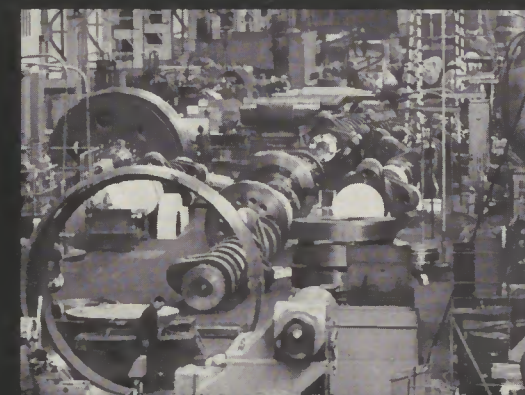
Programmkonsum



Qualifizierte Arbeit

Wie sich
die Bilder
gleichen:

Arbeitswelt
Konsumwelt



Qualifizierter Konsum





Elektriker: Scheinwerferaufbau



Technische Beratung



Regieanweisungen



Aufnahme

Wie ein Werbefoto entsteht

Vier Scheinwerfer flammen auf. 20.000 Watt tauchen einen Teil der riesigen Werkshalle in grellweiße Helligkeit. Die sorgfältig gerichteten Lichtkegel konzentrieren sich auf ein ungefüges, weit-ausladendes Werkstück. Etwas abseits, fast im Lichtschatten der Scheinwerfer, steht ein junger Mann, der Werbefotograf. Er be-

obachtet die beleuchtete Szenerie. Ergeben Stellung und technische Umgebung des Werkstücks, die Haltung des als Statist mitwirkenden Drehers und die Beleuchtungseffekte in ihrem Zusammenspiel ein Foto, das sowohl der Forderung nach Werbewirkung als auch nach technischer Charakterisierung und schließlich geglückter farblicher Harmonie genügt? Neben dem Fotografen — auf dem feingliedrigen Stativ — richtet die Präzisionskamera ihr noch abgeblendetes, kaltes Auge auf das Werbeobjekt, den ersten Magnetkörper für ein Zyklotron, der nicht geschmiedet, sondern in Stahl gegossen wurde. Stundenlang dauerten die Vorbereitungen zur Aufnahme. Während Elektriker die Scheinwerfer „in Stellung“ brachten, besprachen der Fotograf und ein technischer Berater der Verkaufsabteilung die Bildkonzeption: Werbeidee und technische Aussage müssen in Einklang gebracht werden. Entsprechende Regieanweisungen des Fotografen führen Schritt um Schritt zum Aufbau einer Szene, die nach Auslösung des Kameraverschlusses ein Foto ergibt, das in Werbekatalogen der Ruhrstahl und auf Messen und Ausstellungen im In- und Ausland als großformatiges Farbbild für die Qualität der Ruhrstahl-Erzeugnisse werben soll. Ständig ist unsere Zentral-Werbestelle in Witten-Annen auf der Jagd nach neuen und interessanten Werkstücken aus der Produktion unserer Betriebe. So werden in der Fertigung und bei der Montage alle jene Ruhrstahl-Erzeugnisse im Foto — oft auch im Film — porträtiert, die eine besondere Werbewirksamkeit versprechen.

Elektriker: In Bereitschaft



UNSER MOTTO:

Nicht locker lassen

Am 17. November hielten die Unfallvertrauensmänner der Henrichshütte ihre Jahrestagung 1960 ab. Die Veranstaltung, auf der sich rund 320 Unfallvertrauensmänner, Betriebsräte, Betriebsleiter, Betriebschefs, Oberingenieure, Werksleiter und Vorstandsmitglieder in der Gaststätte Diergardt im Ludwigstal bei Hattingen zusammengefunden hatten, stand unter den drei Leitsätzen unseres Unfallschutzprogramms: Unser Ziel: Arbeitssicherheit; unser Weg: Gemeinschaftsarbeit; unser Motto: Nicht locker lassen. – Unfallobmann und BR-Mitglied Heß leitete die Jahrestagung und wies in seinen Begrüßungsworten darauf hin, daß die Unfallschutzarbeit in unseren Betrieben weiter intensiviert werden müsse. In verbindenden Worten führte er durch das Programm der als Arbeitstagung aufgelegten Veranstaltung, auf der vor allem das Grundsatzreferat von Sicherheitsingenieur Ritter sowie die Grußworte von Dir. Dr. Ebers und die Ausführungen von Werksarzt Dr. Grubß Beachtung verdienen.

Das fast einstündige Referat des Leiters der Abteilung Unfallschutz der Henrichshütte war eine Bilanz der Bemühungen um die Senkung der Unfallzahlen, war aber auch deutliche Mahnung an die Werksleitung, betriebliche Vorgesetzte und alle Mitarbeiter, an die vor uns liegenden Aufgaben auf dem Sektor des Unfallschutzes im kommenden Jahr mit noch größerer Initiative heranzugehen. Sicherheitsing. Ritter sagte u. a.: „Wir haben in diesem Jahr nicht das erreicht, was wir als Ziel anstrebten, nämlich unsere Unfallrate von 8,4 im Jahr 1959 auf 7,0 Unfälle bezogen auf 1000 Belegschaftsmitglieder pro Monat zu senken. Im Gegenteil, die wieder stark ansteigende Arbeitsintensität, das noch nicht eingespielte Zusammenwirken mit unseren Neulingen sowie andere – vielfach konjunkturell bedingte – Faktoren haben uns leider wieder einen Anstieg der Unfallhäufigkeit gebracht. Wir liegen für die ersten zehn Monate des Jahres 1960 bei einer Unfallziffer von 10,2 Unfällen auf 1000 Belegschaftsmitgliedern pro Monat... Man könnte hierzu eine nicht enden wollende Liste von unmittelbaren und mittelbaren Unfallursachen aufzählen. Doch eine solche theoretische Perfektionierung bringt uns in unserer Unfallverhütungsarbeit nicht weiter. Wir halten jedoch fest an unserer alten Regel, daß es mehr denn je gilt, sicherheitswidrige Zustände zu beseitigen und sicherheitswidrige Handlungen, wo immer wir sie antreffen, zu unterbinden. Hier ist aber Gemeinschaftsarbeit notwendig...“ Sicherheitsing. Ritter hob die Notwendigkeit einer vernünftigen Einstellung zur Sicherheit hervor, die wiederum eine klare und vernünftige Beziehung zur Arbeit voraussetzt: „Arbeit und Sicherheit gehören zusammen. Es ist deshalb unverständlich, warum hier verschiedentlich mit zweierlei Maß gemessen wird. Es kann nicht zweierlei Autorität geben, eine für die Arbeit und eine für die Sicherheit und Unfallverhütung. So geht es nicht! Arbeit und Sicherheit gehören zusammen, unterliegen einer Verantwortung und einer Autorität.“

In seinen Ausführungen kam Sicherheitsing. Ritter auf die verschiedenen möglichen technischen Maßnahmen zu sprechen, die – in sinnvoller Koordination – die Unfallzahlen entscheidend senken könnten. Er bezog in die Verantwortung für die Arbeitssicherheit nicht nur die Mitarbeiter in den Betrieben und ihre unmittelbaren Vorgesetzten ein, sondern auch Werksleitung, Vorstand und schließlich den Aufsichtsrat unseres Unternehmens. Die in jedem Betrieb gebildeten Sicherheitsausschüsse, denen jeweils der Betriebschef, der Sicherheitsreferent des Betriebes, ein Meister, Unfallvertrauensmann, Betriebsrat sowie der Unfallobmann des Betriebsrats und als Berater ein Vertreter des Sicherheitswesens angehören, rief Sicherheitsing. Ritter zu einer aktiveren Arbeit auf.

Wer die Ausführungen unseres Sicherheitsingenieurs mit Aufmerksamkeit verfolgte, konnte trotz aller Erfolgsmeldungen, die in verschiedenen Bereichen der Unfallverhütungsarbeit zu verzeichnen waren, einen Ton der Kritik, gelegentlich der Resignation, stets aber der dringenden Mahnung nicht überhören. Die von unseren Unfallschutzmännern im abgelaufenen Jahr geleistete Arbeit wurde gebührend gewürdigt; doch – Unfallverhü-

tungsarbeit ist nun einmal Gemeinschaftsarbeit, zu der jeder einzelne Mitarbeiter aufgerufen ist. Es ist keine Genugtuung, zu wissen, daß die Henrichshütte im Verhältnis zu anderen Hüttenwerken eine günstige Position in der Unfallrangfolge einnimmt. Uns interessieren nur die Unfälle, die bei uns eintreten.

Den Dank des gesamten Vorstandes an die Männer des Unfallschutzes überbrachte Dir. Dr. Ebers. Auch er bedauerte, daß das für 1960 gesteckte Ziel nicht erreicht wurde. Er forderte mehr betriebliche Initiative und rief vor allem die Sicherheitsausschüsse zu größerer Aktivität auf. Dir. Ebers stellte fest, daß Unfallverhütung nicht nur eine verpflichtende sozialpolitische Aufgabe des Unternehmens sei, sondern daß sich aus ihr auch wirtschaftliche Konsequenzen ergäben. Vorarbeiter und Meister mußten ebenso wie alle Ingenieur Nachwuchskräfte systematisch mit den Praktiken der Unfallverhütung vertraut gemacht werden. Er versicherte den Unfallschutzleuten, daß Vorstand und Werksleitung 100%ig hinter der Arbeit des Sicherheitswesens stünden. Hinzukommen müsse aber auch die Bereitschaft aller Betriebschefs, Betriebsleiter und Meister, den Unfallschutz in seiner Arbeit zu unterstützen. „Wer in der Unfallschutzarbeit steht, muß Idealismus aufbringen und Hingabe zur Sache besitzen“, meinte Direktor Dr. Ebers zum Abschluß seiner kurzen Ansprache. Die Anwesenheit auch des technischen Vorstandsmitgliedes Prof. Dr.-Ing. Spolders unterstrich die Bedeutung, die der Vorstand dem Unfallschutz beimißt.

Werksarzt Dr. Grubß nahm zur Unfallverhütungsarbeit aus der Sicht seiner werksärztlichen Praxis Stellung. Für ihn ist der Mensch im Betrieb und seine Arbeitsumwelt bei der Beurteilung sicherheitswidriger Umstände und Verhaltensweisen von größter Bedeutung. BR-Vorsitzer Hemb würdigte gleichfalls die Arbeit des Werksicherheitswesens, erhoffte aber für 1961 mehr Gemeinschaftsarbeit in der Unfallverhütung.

Als Vorsitzender der Vertreterversammlung der Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft dankte schließlich der Geschäftsführer unserer Betriebskrankenkasse, Henkel, der Abteilung Unfallschutz und dem Werksarzt für die gute Zusammenarbeit im hinter uns liegenden Jahr.

Nach Beendigung der offiziellen Jahrestagung blieben die Unfallvertrauensmänner mit ihren betrieblichen Vorgesetzten noch bis in die späten Abendstunden hinein beisammen, wobei über einem Glase Bier noch recht ausgiebig gefachsimpelt wurde.

Sicherheitsing. Ritter: Gemeinschaftsarbeit notwendig



Selbstkritik zum Jahresanfang

Auf der Suche nach dem Ich / Von Verena Graf

Für den Nachdenklichen ist jetzt die Jahreszeit der Selbstprüfung gekommen. In den langen, dunklen, wunderbar intimen Stunden, die sie uns schenkt, versinkt der Mensch sozusagen ins Hockergab. Er zieht die Knie hoch, schließt die gewinkelten Ellbogen dicht an die Rippen, beugt den Kopf nach vorn und legt die Stirn in die Hände. Vielleicht tut er das im Bett, vielleicht auf dem Sofa, vielleicht nur im Geiste. Er macht sich klein, fast kugelig, bringt oben und unten dicht zusammen und horcht in sich hinein.

Die Reise in das Binnenland beginnt. Zurück bleibt alles, was täglich an der Oberfläche abreagiert wird. Der Lärm der Hafenplätze, die jeder Fremde ansteuern darf, versinkt. Auf tut sich der lauwarmer Dschungel der Gefühle, den wir durchstoßen müssen auf der Suche nach dem Ich.

Gern würden wir hier verweilen, denn es wandert sich angenehm auf dem weichen, schmatzenden Moos der Sentimentalität und im süßen Lianenduft der Illusionen. Sind wir nicht gut, liebevoll treu? Haben wir nicht gerade noch zu Weihnachten jeden unverdrossen bedacht, das Herz sprechen lassen? Güte ist überhaupt unser leitendes Prinzip. Was heißt hier Prinzip? Ein kaltes Wort! Güte quillt vulkanisch beständig nach oben, sucht Gegengüte, findet sie. Wenn wir aber im Kino auf der Leinwand sehen, wie roh die Menschen sein können, dann weinen wir.

*

Weiter! Aus dem Halbdunkel der Gefühlswelt treibt uns der Stachel des Gewissens ins Freie, an das Licht. Wir stehen auf einer in Helligkeit gebadeten Hochebene, über die ein scharfer Wind streicht. Das ist unangenehm, und wir beginnen zu frieren. Aber ein „Zurück“ gibt es nicht. Konquistadoren verbrennen ihre Schiffe hinter sich.

Nun tauchen ganz andere Fragen auf. Wir möchten wissen, wo wir überhaupt stehen, welchen Platz wir hier und heute einnehmen? Die geistige und charakterliche Entwicklung von Jahrzehnten liegt hinter uns. Sie muß sich doch überblicken und in ihrem jetzigen Stand fixieren lassen! „Erkenne dich selbst“ hat der bärtige Philosoph gesagt und uns etwas Schweres damit aufgegeben. Der Selbsterkenntnis stehen nämlich Trägheit, Eitelkeit und eine Verschwörung der Umwelt entgegen.

Es gibt eine Schicht von Menschen, der hält niemand mehr Spiegel vor. Zu alt, zu reich, zu mächtig, zu eigensinnig! Selbst wenn einer es täte, hätte es keinen Zweck. Sie wissen ja doch alles besser. Die Unabhängigkeit hat einen luftleeren Raum um sie geschaffen, der sie gegen jede Kritik abschirmt. Im besten Fall haben die schrecklichen Alten und Mächtigen eine Frau, die ihnen hin und wieder mit burschikoser Zärtlichkeit sagt, wie mangelhaft sie sind. Die meisten Frauen geben das aber im Laufe einer Ehe auf, weil es zu mühsam ist.

*

Man braucht nicht ein Monument seiner selbst zu sein, um in völliger Erkenntnis seines Wesens dahinzuleben. Die Jahre der Erziehung sind längst vorüber. Damals sagten die Eltern: „Du gibst deinen Geschwistern nie etwas ab. Das ist nicht schön von dir. Wenn du so weitermachst, wirst du einmal ein einsamer, geiziger Mensch werden.“ Oder der Lehrer schrieb in den Jahresbericht: „Leider ist Karl ein Streber. Er petzt. Es wäre gut, in dem Jungen ein stärkeres Gefühl für Solidarität zu wecken.“ Er schrieb: „Lieselotte neigt zur Oberflächlichkeit. Sie sollte ein ernsthaftes Interesse entwickeln.“ Das saß! Man beehrte natürlich dagegen auf und bezichtigte Eltern und Lehrer des krassen Unverstandes. Dennoch wirkten diese Vorhaltungen korrigierend. Aber dann wurde man selbständig, und mit der Erziehung war es aus. Von den Eltern läßt man sich nichts mehr sagen. Sie sehen ja immer nur



das Kind in einem. Gegen die Anerkennung geschwisterlicher Kritik sprechen Ressentiments aus der Kindheit. Früher sagte man von der Ehe, sie sei die zweite große Schule des Lebens. Das galt vor allem für die junge Frau, die aus der Obhut des Elternhauses in die des reiferen Mannes übergang. Heute? In den meisten Fällen ist die Ehe eine Interessengemeinschaft zweier selbständiger Individuen, die sich beide im Daseinskampf erprobt haben. Wohl reden sie unverblümt und ehrlich miteinander, aber sie werden dem Partner kaum zugeben, daß er es besser weiß.



Bleiben die alten Freunde, diese idealen, leidenschaftslosen Beobachter unseres Lebens! Man gelobt sich Aufrichtigkeit und bittet sie darum, die Wahrheit zu sagen. Tun sie es, dann machen sie sich meistens sehr unbeliebt. Mag der Freund sein negatives Urteil noch so taktvoll einkleiden, so trifft er doch damit in den Weichteil unserer Eitelkeit. Eher nennen wir uns selber in einer stillen Stunde einen miserablen Feigling als daß wir vom Freund den Vorwurf eines „gewissen Mangels an Mut“ einstecken würden.

Um die Erziehung des Erwachsenen durch seine Umwelt ist es also schlecht bestellt. Ehe man, der sokratischen Forderung gehorchend, in sich geht, verfällt man vielleicht noch auf kuriose Mittel. Es gibt Menschen, die ihre Handschrift unter geborgtem Namen einem Graphologen unterbreiten, um endlich ein objektives Urteil über sich selbst zu hören. Sie sind fasziniert, wenn sie durch Zufall oder Indiskretion die Meinung anderer über sich erfahren. Wenn die negativ ist, bohrt ein wollüstiger Schmerz in ihren Eingeweiden. Obgleich sie sich verkannt fühlen, genießen sie die schonungslose Realität, die wie ein Blitz das Gewölke der Konvention zerreißt.

Aber wann ist das schon der Fall? Die Umwelt spiegelt wohl unsere Gaben, aber kaum unser Wesen und so gut wie nie unseren Charakter. Bei der Suche nach dem Ich sind wir auf uns selbst gestellt. Wer entschlossen sein Inneres bereist, wird dabei mehr entdecken, als ihm andere sagen können.

*

Nur im Herzen unseres Herzens liegt unsere ganze Entwicklung vom Anfang bis heute aufgespult. Wenn wir uns selber erkennen wollen, müssen wir sie zurückspulen. Nur so können wir uns unsere Anlagen und was wir daraus gemacht haben vergegenwärtigen. Dabei kommt es dann oft zu einer seltsamen Verkehrung der Vorzeichen. Gutmütigkeit kann Schwäche sein, Fleiß — über-tünchte Verzweiflung, Heiterkeit — das Klingeln eines leeren Gemütes. Andere Züge, die die Umwelt ablehnt, sind wiederum unser geheimer Stolz.

Um solche Unterscheidungen zu machen, darf man sich nicht schonen und vor allem nichts auf die widrigen Umstände schieben. Das sich erinnernde Gewissen ist ein wunderbar feines Instrument und unser Kompaß auf der Reise in unser Inneres. Da kann es nicht ausbleiben, daß uns die Schuld schüttelt oder die Scham packt, und es ist niemand da, der uns das Wattenmäntelchen der immer zu Kompromissen bereiten gesellschaftlichen Konvention über die zuckenden Schultern legen würde.

Tief aufseufzend strecken wir die Glieder und entsteigen dem Hockergab. Für diesmal ist das Abenteuer zu Ende. Mit frischem Mut gehen wir an einen neuen Abschnitt unseres Lebens heran. Das Stückchen Selbsterkenntnis, das wir von jeder Reise ins Binnenland mitbringen, ist zu schmerzlich errungen, als daß wir es ungenutzt in den Kehrichteimer verbrauchter Gefühle werfen würden.

Wenn wir in diesem Jahr ein Weihnachtsfest begehen können, das im Zeichen einer fast sämtliche Wirtschaftszweige erfassenden guten Konjunktur steht, dann haben wir allen Anlaß, dem Schicksal in dieser Hinsicht dankbar zu sein. Nicht immer konnten wir den Gabentisch so reichlich decken, wie in diesem Jahr. Denken wir nur an die dunklen Jahre nach 1945. Aber es gab auch eine Zeit in Deutschland, da das Licht der Weihnacht vielen Deutschen nur ein zaghaftes Licht in der Finsternis sein konnte; es war der Vorabend der nationalsozialistischen Diktatur. Mit freundlicher Genehmigung der Zeitung „Die Welt“ veröffentlichten wir zwei Skizzen aus der Feder bekannter Publizisten, ihre Erinnerungen an Weihnachtsfeste in deutschen Schicksalsjahren. Doch auch der Kommentar zum Weihnachtsfest 1960, der gewiß die Beobachtungen und Erlebnisse vieler unserer Leser zusammenfaßt, sollte uns nachdenklich stimmen.

1932: Mein schlimmstes Weihnachten

Aufgezeichnet von Hans Zehrer

Das war jener Heiligabend des Jahres 1932. Am Vormittag hatte der SA-Sturm aus der Eckkneipe angedroht, er würde jetzt „die Bude austrüchern“. Bis zum Nachmittag blieb die Redaktion in Alarmzustand. Dann gingen die Verheirateten nach Hause. Der Chef und die Unverheirateten blieben und machten das Blatt fertig.

Um 9 Uhr abends fuhr der Wagen an den erleuchteten Fenstern vorüber nach draußen in eine jener Grunewaldvillen, die schon seit einiger Zeit wie belagerte Festungen in der Brandung der Wirtschaftskrise und der Arbeitslosigkeit lagen. Die fröhlichen zwanziger waren vorüber. Die dunkle Wand, die sich Jahr für Jahr näher herangeschoben hatte, hing jetzt drohend über jedem einzelnen, und der Atem wurde knapp.

Der Baum brannte noch nicht. Vor ihm saß eine weinende Frau, die die Nerven verloren und die die Rechnungen vor sich aufgestapelt hatte. Ich weiß die Zahl heute noch. Siebenunddreißig Menschen mußten beschenkt werden. Wer in einer Villa wohnt, muß an diesen Feiertagen dafür zahlen. Denn zahllose Augenpaare sind erwartungsvoll auf ihn gerichtet, und alles was er schenkt, ist trotzdem viel zu wenig. Ich sah nur die Endsumme an. Sie war niederschmetternd hoch. Und dann blickten wir stumm und ausgelaugt auf den Baum, und keiner wagte, ihn anzuzünden.

Dann kam Sophie. Sie klapperte mit den Tellern und rasselte mit den Bestecken, und draußen schnepperten die Deckel über dem Karpfen. Es war also dicke Luft. Sophie wollte im nächsten Jahr heiraten. Deshalb hatten wir uns besonders angestrengt. Ein



wäre ihr noch nie passiert, daß ihr einer ein altes Bett angeboten hätte. Ob man wohl meinte, sie wäre in Klamotten zur Welt gekommen? Und sie wollte nur das eine sagen, wegen solcher Dinge sei ihr Bräutigam in die SA gegangen, und es werde nicht mehr lange dauern, daß er Ordnung machen würde. Und das sollten wir uns hinter die Ohren schreiben. Damit ging sie und ließ die Schürze liegen (aber das Bett nahm sie nachher doch mit!).

Nun, manche Menschen schätzen eben alte Möbel nicht. Und am nächsten Tag trug Sophie ein Hakenkreuz am Mantel. So endeten die fröhlichen zwanziger. Wir haben weder den Karpfen gegessen noch den Baum angezündet. Wir verschwanden jeder still in seinem Schlafzimmer und zogen die Decke über den Kopf.

Das war das schlimmste Weihnachten.

1947: Kohle kam vom Güterzug, der Braten war getauscht

Eine Erinnerung von Siegfried Lenz



Wir lebten damals in einer Baracke mit Tarnanstrich, sieben Familien in sieben Räumen, und von den alten Jegelkas trennte uns nur eine Wand aus zerknittertem Packpapier. Wie eine Ansammlung von reglosen Schiffen lagen die Baracken in der verschneiten Ebene, leichte, hölzerne, transportable Bauwerke, kühn konzipiert von den Architekten des 20. Jahrhunderts, Gemeinschaftswasserleitung, Gemeinschaftstoilette, dazu von außen ein Tarnanstrich: weiße, ungleich-

schenkelige Dreiecke — gegen Sicht waren wir sehr gut geschützt. Nachdem die Feuerwerker verschwunden waren, die hier während der letzten Kriegsjahre getarnt an einer Mehrzweck-Mine gefeilt hatten, machten sie die Baracken zu einem Auffanglager, zweigten ein Rinnsal von dem großen Treck ab und ließen die Baracken einfach volllaufen, bis jeder Winkel ausgenutzt war.

Auch Mama wurde hier aufgefangen wie all die andern, die das Trapez der Geschichte verfehlt hatten; wir erhielten einen der sieben Räume und dekorierten ihn mit den Sachen, die Mama während der ganzen Flucht mitgeschleppt hatte: mit dem Elchgeweih, dem riesigen Küchenwecker und dem Vogelbauer, in dem sie jetzt Papiere aufbewahrte.

Wir hatten so viel zu tun, um satt zu werden, warm zu werden, daß wir uns um kein Datum kümmerten, und wir hätten auch nichts von Weihnachten gemerkt, wenn nicht Fred zurückgekom-



men wäre aus dem Donezbecken. Nur, weil sie ihn zu Weihnachten aus der Gefangenschaft entlassen hatten, wußten wir, daß es uns bevorstand; doch obwohl wir es nun wußten, erwähnten wir es nie, forschten nicht heimlich nach Wünschen, handelten nicht lieb hinterm Rücken.

Fred machte sich ein Lager aus Zeitungspapier, deckte sich mit seiner erdgrauen Wattejacke zu und schlief Weihnachten entgegen, vier Tage und vier Nächte, während Mama und ich frierend herumgingen und verhalten mit den alten Jegelkas zankten, um für Fred Ruhe zu schaffen.

Als uns der Heilige Abend ereilt hatte, war immer noch kein Wort über Weihnachten gefallen, doch jetzt stand Fred auf, hauchte die Eisblumen vom Fenster, blickte lange über die traurige Landschaft Schleswig-Holsteins und zu dem rötlichen Himmel über der Stadt; dann ging er hinaus, rasierte sich über dem Gemeinschaftsausguß, und als er zurückkam, sagte er: „Ich fahr' mal in die Stadt hinüber.“

Gegen Mittag spürte ich, daß Mama mich am liebsten rausgeschickt hätte, doch sie sagte nichts, und da nahm ich mir einen der kratzigen Zuckersäcke, verschwand heimlich, stapfte durch den Schnee zum Bahndamm hin, stieg den Bahndamm hinauf, dort, wo die Steigung beginnt und die Züge langsamer fahren. Hinter einem Baum, einem harzverkrusteten Fichtenstamm, wartete ich.

Monatsgehalt. Kleider und Wäsche. Eine Armbanduhr und einige von den Körben mit Kuchen und Süßigkeiten. Und zum besonderen Andenken an uns noch ein Ehebett. Es war ein altes französisches Bett, das recht wertvoll war. Es stand auf dem Boden, und wir trennten uns nur sehr schwer davon. Aber Sophie hatte zehn Jahre treu gedient, und sie sollte ein wirkliches Andenken erhalten.

Als ein Stuhl umfiel, fragte ich müde: „Was ist, Sophie?“ Da begannen die runden, roten Backen zu zittern, und die Augen wurden hart und böse, und sie riß die Schürze herunter und sagte, das

Es begann heftig zu schneien, und die Schienen blinkten matt in der Dämmerung. Ich trampelte, um die Füße warm zu bekommen, denn es war wichtig für den Sprung auf den fahrenden Zug; der Fuß mußte den Sprung kalkulieren, verantworten: mit einem gefühllosen Fuß war man verraten wie der kleine Kahulka, der sich enorm verschätzte und es bezahlen mußte.

Den D-Zug, der wie ein Büffel durch das Schneetreiben donnerte, ließ ich in Ruhe, aber der Güterzug dann: von weitem schon hörte ich ihn rattern, schlingern, und ich kam hinter dem Baum hervor, machte mich fertig zum Sprung. Ich fühlte mich nicht sehr sicher, denn ich hatte kein verlässliches Gefühl im Sprungbein, doch ich war entschlossen, den Güterzug anzugreifen.

Und da kam er heran: eine schwarze, drohende Stirn, die durch das Schneegestöber stieß, die Lokomotive, der Tender, auf dem die Kohlen lagen, die uns Wärme bringen sollten an den Weihnachtstagen. Ich streckte die Hände aus, suchte nach dem Gestänge; in diesem Augenblick hörte ich den Ruf des Heizers, sah sein Gesicht, oder vielmehr das Weiße seiner Augen, das Weiße seiner Zähne, und ich entdeckte den gewaltigen Kohlenbrocken, den er über dem Kopf hielt und jetzt zu mir herabschleuderte. Der Heizer wußte, daß wir manchmal an der Steigung des Bahndammes warteten, wenn die Kohlenzüge kamen: diesmal hatte er auf uns gewartet.

Ich schob den gewaltigen Brocken in den Zuckersack, rutschte den Bahndamm hinab, stapfte durch den Schnee zu den getarnten Baracken und blieb zwischen den Erlen stehen, als ein Schatten den Lehmweg herunterkam. Es war Fred. „Schnell“, sagte er, „ich kann nicht so lange draußen bleiben.“ Er zeigte auf eine Zigarrenkiste; der Deckel hatte eine Anzahl von Luftlöchern, und im Kasten kratzte und scharrte und flatterte es.

Gemeinsam betraten wir die Baracke, schoben uns zu unserem Appartement. „Woher kommst du?“ fragte ich Fred. „Vom Schwarzen Markt“, sagte er, „das ist eine sehr gute Einrichtung.“ In unserem Raum hatte sich etwas verändert. Es war da eine ganz gewisse Verwandlung erfolgt. Auf einer Bierflasche steckte eine Kerze, und das Elchgeweih, das Mama als wesentliches Fluchtgepäck mitgeschleppt hatte, war mit Tannengrün behängt. Auch an den Wänden hing Tannengrün, nur der Küchenwecker war nackt und ungeschmückt — vielleicht, weil man kein Tannengrün an ihm befestigen konnte.

Aber es hatte sich noch mehr verändert, und ich brauchte eine Weile, bis ich merkte, daß der Vogelbauer fehlte. „Wo ist denn der Käfig?“ fragte Fred. „Hier“, sagte Mama und ließ uns in einen Topf blicken, in dem ein weißliches Stück Speck lag; „ich habe den Käfig eingetauscht gegen den Braten. Das ist mein Geschenk.“

„Und das ist mein Geschenk“, sagte Fred und gab Mama die Zigarrenkiste, in der es kratzte und scharrte und flatterte. Vorsichtig öffnete Mama die Kiste, doch nicht vorsichtig genug; denn als sie den Deckel löfete, schoß ein Dompfaff heraus, kurvte durch den Raum und ließ sich erschöpft auf dem Küchenwecker nieder.

Jetzt wandten sich beide mir zu, blickten auf den Sack, forschend, räuberisch, und da erlöste ich sie aus der Ungewißheit und ließ mein dreißigpfündiges Geschenk herausplumpsen.



Später zerschlug ich den Kohlenbrocken mit dem Hammer. Wir heizten ein, daß der Kanonenofen glühte und das Packpapier, das uns von den alten Jegelkas trennte, zu knistern begann vor Hitze; und dann brachte Mama den geschmorten, glasigen Speck auf den Tisch: schweigend aßen wir, mit fettigen Mündern; nur unser Seufzen war zu hören, mit dem wir die Wärme in uns aufnahmen, ein tiefes, neiderregendes Seufzen über die unermeßliche Wohltat, die uns geschah, und Fred zog seine erdbraune Wattejacke aus, ich den Marinepullover, so daß wir schließlich nur im Hemd darsitzen konnten — winters in einer Baracke im Hemd! — und auch jetzt noch die Wärme spürten, die unsere Gesichter rötete, das Blut in den Fingern klopfen ließ.

Und dies vor allem spüre ich, wenn ich an das Weihnachten von damals denke: die erbeutete Wärme, und ich höre Mama sagen: „Daß sich keiner, ihr Lorbasse, untersteht mecht“, das Fensterche aufzumachen oder der Tier: den schmeiß ich ejjenhändig raus, daß er Weihnachten haben kann mit de Fixe, pschakret.“

1960: Zauber aus der alten Kiste

Sechzig Minuten Melancholie eines gequälten Familienvaters vor der Bescherung, durchlebt von Friedrich Luft

Der Weihnachtsterror ist abgeklungen, jene kommerzielle Hektik, die alle Jahre früher auszubrechen pflegt und die den Familienvater, arm am Beutel, krank am Herzen, jedesmal als ein beklagenswertes Wrack seiner selbst zurückläßt.

Er schließt sich kurz in seine Stube ein, wirft sich erschöpft auf die Ottomane und dankt dem Himmel, daß nun — endlich! — behördlicherseits die Geschäfte geschlossen sind. Sie verbiegen und verfälschen die Tage der milden Liebe immer mehr zu einem Ausbeuter- und Protzfest. Die Nacht der Wunder ist längst zu einem Amoklauf des Wirtschaftswunders geworden.

Früher, denkt der erschöpfte Mann auf seiner Ottomane, leuchteten unsere Augen wirklich, wenn endlich in der Stube des Elternhauses die Lichtertanne sichtbar wurde. Wer sollte sich heute noch darüber freuen? Wir haben Weihnachtsbäume seit Wochen in allen Auslagen gesehen, Warenhäuser ließen die alten guten Lieder stereophonisch durch die Etagen dröhnen. Jeder bessere öffentliche Park ist von seit der Stadt mit einem Weihnachtsbaum bestückt.

Betritt man sein Bürohaus, so steht da ebenfalls seit Anfang Dezember eine Christanne und nadelt schon sinnlos vor sich hin. Die Straßen sind vom Kommerz behängt mit Lichtgirlanden, und selbst das Finanzamt, das man gestern noch aus heiklen Gründen aufsuchen mußte, war weihnachtlich garniert.

Auch dort in der Vorhalle ein Lichterbaum! Der harte Fiskus geschmückt mit dem Symbol der erlösenden Liebe. Tableau! Wenn das nicht der letzte Hohn und die äußerste Verdrehung dieses Festes war, wollte er Nikolaus heißen.

Aber sonst schien keiner ringsum Anstoß zu nehmen an dieser äußersten Paradoxie des Weihnachtsrummels. Die Leute gingen in die bitteren Büros, kämpften mit den Referenten, legten Zahlungsproteste ein, feilschten um die Umsatzsteuer-Präferenz oder blättern zähneknirschend ihre fälligen Scheine zur Kasse. Und in der Vorhalle leuchtete der sinnige Weihnachtsbaum.



hat seit Wochen die lieben Lieder alle abgenudelt. Das Fernsehen hat optisch das Seine getan, daß den Kindern die Augen von christfestlichen Aspekten schon verstopft sein müßten...

Worauf freuen wir uns eigentlich, fragt sich unser Weihnachtschmoller dort auf der Ottomane. Das Gewürz ist weg. Wie soll einer, der so ausgiebig den Vorgeschmack einer Sache geliefert bekam, wie soll der dann noch auf den richtigen Geschmack zur eigentlichen Weihnachtsstunde kommen?

Wovon sollen die Augen der Kinder jetzt noch glänzen? Wie soll Mutter, vom Kaufen, Planen, Kochen, Backen erschöpft, überhaupt noch die Kraft zu einem christlichen Lächeln finden, wenn die Bescherung nachher beginnt?

Zu schweigen von ihm, dem Familienvater selbst. Wie soll einer, der nur seit Wochen immer geschöpft, ausgebeutet, finanziell überanstrengt und zur Freigiebigkeit wider seinen Willen angehalten wurde — wie soll der noch fröhlich sein können, wenn es die Stunde will?

Die Melancholie kurz vor der Bescherung ergreift den erschöpften Familienvater. Er beschließt — wie alle Jahre wieder — zum nächsten Christfest streng und pädagogisch hart zu bleiben.

Die Heilige Stunde soll, wenn sie in zwölf Monaten wiederkehrt, nicht nur Nervenbündel, Ausgelaugte und innerlich Übersättigte vorfinden. Nein, das nächste Mal lassen wir uns nicht wieder von dem Protzbazillus anstecken, nicht von der allgemeinen Hektik mitschwemmen! Da feiern wir die Nacht wirklich still und womöglich heilig, wie es das Lied befiehlt!

*

Mit diesem Routinevorsatz und über solchem Widerwillen gegen den allgemeinen Weihnachtsummel ist der Familienvorstand auf seiner Ottomane eingenickt. Er wacht erst auf, als die liebe Gattin an die Türe donnert, fragt, warum er sich denn um Himmels willen gerade jetzt eingeschlossen habe, von den letzten Vorbereitungen separiert.

Er bekommt seinen Auftrag. Er soll schnell auf den Boden und die alte große Schachtel suchen, darin die Familie den Baumschmuck hortet. Höchste Zeit! In anderthalb Stunden ist Bescherung! Sie selbst eilt zurück zur Gans im heißen Herd.

So macht sich Vater denn auf, sucht den Bodenschlüssel, stolpert beiläufig über ein paar Pakete im Korridor, hört aus dem Zimmer der Jungen den warnenden Ruf: „Nicht reinkommen jetzt! Wehe!“ Er tritt auf die Treppe, atmet den Rotkohlduft, wie er aus den nachbarlichen Türen zieht, immer noch mißmutig ein und steigt auf den Boden, die alte Weihnachtsschachtel zu suchen, die kleine Silberkiste, darin der Tand und Christbaumschmuck hortet, so lange er denken kann.

*

Auf dem Boden, stellt er wieder fest, steht immer noch zu viel unnützes Zeug! Der alte Stuhl könnte weg. Und warum die Jungen den verrosteten, vergammelten Fahrradrahmen aufheben wollen, ist auch nicht zu verstehen. Die alte Bücherkiste müßte wirklich einmal aussortiert und fortgeschafft werden. Lauter Ablagerungen des Familienlebens. Er nimmt sich vor, gleich nach Neujahr mit den Kindern hier Remedur zu schaffen.

Wo ist die alte Weihnachtsschachtel? Er findet sie unter einigen Kartons, in denen längst abgenutzte Kinderkleider sinnlos vermotten. Zwei Schachteln mit ausgewachsenen, abgetretenen Schuhen. Endlich, da ist wirklich die alte Weihnachtsschachtel.

Unser Mann hockt sich auf den brüchigen Stuhl, bläst den Staub von der Kiste, er öffnet sie. Und siehe, sein Ingrim mit dem draußen so hochgeputzten Fest verfliegt. Ein Familienvater, ein eben noch vergrämter, sitzt unterm kalten Dach und popelt in einer billigen, mit Silberpapier beschlagenen Schachtel. Unversehens beginnt sich sein Herz zu wärmen.

Das, in Wahrheit, ist Weihnachten. Lametta, das die Jungen im vorigen Jahre nach Silvester, als der Baum geplündert wurde, sammeln und glätten mußten — das Lametta ist noch da. Der Hausvater lächelt.

Er findet ein paar Kerzenstummel. Glaskugeln sind hier aufgehoben, einige, die in dieser kleinen Kiste fast ein Dutzend Jahre alt geworden sind, ohne daß sie zertrümmert wären. Er findet ein sorgsam verpacktes Tütchen Engelshaar. Und da ist sogar der alte Engel aus Seife, der vor zehn Jahren schon unserem Erwin, als er noch in den Windeln wohnte, durchaus das Schönste und Ergreifendste am ganzen Fest war.



Fummelkram in einer alten Schachtel. Der Mann unterm Dach wühlt weiter. Er findet zwei vergoldete Tannenzapfen, die, solange er denken kann, den Familienbaum schmückten. Früher waren es sechs. Sie sind den Weg aller Abnutzung gegangen. Aber an diesen beiden altmodischen, simplen Dingen hängt plötzlich sein Herz.

Er findet drei verstaubte Stücke bunten Pfefferkuchens, die die Kinder vor zwölf Monaten, übersättigt wie sie wieder waren, des Verschleckerns nicht

mehr für wert hielten. Er findet die altmodischen Lichthalter, die immer so leicht kippen und Gefahr in die Weihnachtsstube bringen. Sei's drum! Sie gehören dazu! Die modernen, ausgeklügelten Halter sind wahrscheinlich auch nicht besser. Er zieht den zusammenlegbaren Anzünder hervor, den man auseinanderklappen kann zu einer hohlen, dünnen Stange. Oben steckt man den Docht hinein (und tatsächlich, es steckt noch genügend Docht darin). Oben ist auch eine kleine Blechtüte angebracht, mit der man vorsichtig die Kerzen löschen kann. Das Ding haben wir gekauft, lang ist's her, kurz nach unserer Heirat.

Aus einem Weihnachtsbrief

Frankfurt, 25. Dezember 1772

Christtag früh. Es ist noch Nacht lieber Kestner, ich binn aufgestanden um bey Lichte Morgens wieder zu schreiben, das mir angenehme Erinnerungen voriger Zeiten zurückruft; ich habe mir Coffee machen lassen den Festtag zu ehren und will euch schreiben biß es Tag ist. Der Turner hat sein Lied schon geblasen ich wachte drüber auf, Gelobet seyst du Jesu Christ. Ich hab diese Zeit des Jahrs gar lieb, die Lieder die man singt; und die Kälte die eingefallen ist macht mich vollends vernügt...

Johann Wolfgang von Goethe an J. C. Kestner

Aber das Pièce de résistance, das Stück Weihnachtskram, das unseren Weihnachtskramer vollends zum Fest bekehren soll, findet er erst zuletzt. Eigentlich hat er nur das die ganze Zeit gesucht — einen höchst dummen, nutzlosen und auch ganz unweihnachtlichen Gegenstand.

Etwas, das schon seit drei Generationen in dieser Silberkiste wohnt. Der Großvater hat es besessen und der Vater auch. Krieg, Bomben, Nachkrieg und unzählige Umzüge hat es überlebt. Und richtig: Da ist es und bewirkt, daß unser Mann, eben noch Weihnachts-skeptiker, eben noch von all dem Rummel angeekelt, lächelt: Ein zu dummer Gegenstand!

Ein Zeppelin aus plattem Silberpapier. An dem vergilbten Zigarrenrumpf hängt eine kleine Gondel. Und in der Gondel sind zwei tönernen Figuren zu sehen. Ihre Farbe ist in schier vierzig Familienjahren redlich abgewetzt. Wen sie darstellen sollen, würde sonst keiner mehr erkennen.

Aber unser Mann weiß noch genau, wer die beiden einmal waren: der Graf Zeppelin und der Kronprinz. Großvater hängte sie aus Gründen des Nationalgefühls damals an seinen Baum. Seitdem, sind sie auch personaliter längst gestorben, überholt und durchaus hinfällig geworden, schwebten sie alle Jahre wieder dicht unter dem staubigen Seifenengel, direkt an der Spitze des alljährlichen Baumes.

Kinderkram, Schurrmurr und Nutzlosigkeit. Aber wenn jetzt die sorgvolle Stimme der lieben Hausfrau durch das Treppenhaus hier auf den Boden heraufklingt: „Vater, wo bleibst du denn, um Himmels willen!“ — dann wird gleich ein Veränderter, mit der alten Kiste unterm Arm herabsteigen.

Seine Verdrossenheit ist verflogen. Seine Skepsis gegen die Auswüchse des Profit-Christfestes hat er vergessen. In der alten Silber-schachtel fand er den Hauch weihnachtlicher Ehrlichkeit, unter Staub das wahre Gefühl der Familienstunde.

Und so steigt er herab, holt noch die Leiter aus der Küche, stellt den Baum (und vergißt dabei sogar, nach einmal über seinen exorbitanten Preis zu murren) auf den Ecktisch. Vater beginnt den Baum zu schmücken. Oben der Seifenengel. Dann der Kronprinz und der Graf Zeppelin. Und dann das flirrende, alte Baumgehänge wie alle Jahre wieder.

Plötzlich findet der vor einer halben Stunde noch so vergrätzte, der eben gegen den Weihnachtsauswuchs so allergische Mann, daß es sich doch lohnt, daß es immer wieder schön ist.

Er hat sich die Stimmung aus der alten Schachtel geholt.



FREIZEIT

Ruhrstahl- Mitarbeiter besucht Folkwang- Schule

Bis man erwachsen genug ist, um ein richtiges Hobby zu haben, hat man oft vergessen, wofür man sich interessiert. Dann bedarf es eines Anstoßes, um die seit den Jugendtagen langsam zuge-
schütteten Interessen und Begabungen freizulegen.

Bei dem Mitarbeiter der Henrichshütte Schweißer Karl Heinz Meier, Betriebsrat im Apparatebau, gab eine lange Krankheit diesen Anstoß. Die mit der längeren Fortdauer der Krankheit sich einstellende Langeweile erinnerte ihn daran, daß er in der Schule viel Spaß am Zeichnen gehabt hatte. So begann K. H. Meier, die Tage mit Zeichnen und Malen auszufüllen. Und als er schließlich gesund war, da hatte er ein richtiges Hobby. An diesem Punkt erfuhr er aber die Richtigkeit einer alten Regel, wonach die Einschätzung des eigenen Könnens in dem Maße fällt, mit dem man sich in eine Materie vertieft.

So kam ein Brief an die Folkwang-Schule in Essen-Werden mit der Bitte um Aufnahme in die Abendklasse zustande. Das war vor bald drei Jahren, und seitdem fährt K. H. Meier jede Woche zweimal nach Feierabend von Hattingen nach Werden. Die technisch großzügige Einrichtung der Werkkunstschule, das große Verständnis der Lehrkräfte und die Fülle der Anregungen wirkten sich bei K. H. Meier in einer ausgesprochenen Experimentierlust aus. Er begann, sich mit den verschiedenen graphischen Techniken vertraut zu machen, vom Linolschnitt über Radierungen bis zum Siebdruck. Er lernte Schriftgestaltung und freies Zeichnen. Mit den Eigenarten der Techniken entdeckte K. H. Meier Neuland der Gestaltung; so viel, daß es seine Freizeit voll beansprucht. Und wenn er – was ziemlich sicher ist – nicht in seiner Wohnung zu finden ist, dann arbeitet er bestimmt in seinem „Atelier“, einer Mansardenstube, an einem neuen Einfall.

Kunst nach Schichtschluß: Die Schüler der Abendkurse der Folkwang-Schule in Essen-Werden sind fast durchweg Berufstätige, die am Feierabend einem künstlerischen Hobby frönen wollen. Allein der Kursus für grafische Techniken, den K. H. Meier besucht, bietet die vielfältigsten Gestaltungsmöglichkeiten. Der Anfänger beginnt natürlich nicht mit komplizierten Druckverfahren, er fertigt vielmehr zunächst einfache „Naturdrucke“ – etwa Blätterabdrücke – an. Mit dem wachsenden Gefühl für die Ausdrucksmöglichkeiten der Grafik versucht sich der „Schüler“ in immer anspruchsvolleren Druckverfahren. In den vergangenen zwei Jahren hat K. H. Meier in den Abendkursen so viel gelernt, daß er heute nicht nur Siebdrucke herstellen, sondern auch Radierungen anfertigen und drucken kann. Im Foto rechts läßt K. H. Meier Platte und Abzug einer Radierung begutachten. Auf dem mittleren Foto kopiert er die Vorlage für einen Siebdruck, während er auf dem Foto oben das Sieb zum Druck vorbereitet



Rheinstahl-Delegierte in Lateinamerika

Eine der großen Aufgaben der freien Welt ist die wirtschaftliche Unterstützung der Entwicklungsländer in Asien und Afrika – aber auch der lateinamerikanischen Staaten – in ihren Bemühungen um die Industrialisierung ihrer Länder. Trotz aller bisherigen Erfolge auf diesem Gebiet bleibt noch viel zu tun, um die Warenproduktion und den Lebensstandard der breiten Bevölkerungsmassen zu steigern und die Gefahr der Verführung durch totalitäre Ideologien abzuwenden. Manche südamerikanischen Staaten beispielsweise sind als einzelne wirtschaftlich noch zu schwach, um aus eigener Kraft die weitgesteckten wirtschaftlichen Ziele zu verwirklichen, die sie sich vorgenommen haben. Sie bedürfen der Hilfe der hochentwickelten Industrieländer. In welcher Form kann und soll diese Entwicklungshilfe gewährt werden? Da werden einmal gewisse Hilfen von Staats wegen entweder bereits praktiziert oder sind noch in der Diskussion. Doch dem Wesen freier Wirtschaftssysteme entspricht weit mehr die private Initiative, das risikobehaftete, aber auch gewinnversprechende finanzielle und technische Engagement der weltoffenen Großunternehmen der westlichen Länder. – Die Werkzeitschrift hatte kürzlich Gelegenheit, mit zwei Männern zu sprechen, die auf Grund ihrer Tätigkeit als Delegierte unserer Muttergesellschaft, der Rheinischen Stahlwerke – gleichsam als deren „Botschafter“ – in Argentinien und Brasilien intime Kenntnisse der dortigen Wirtschaftsverhältnisse besitzen. Was sie über die Entwicklungsmöglichkeiten in diesen von ihnen betreuten Staaten denken, haben wir in dem folgenden Artikel zusammengefaßt. Doch zunächst: Was ist ein Rheinstahl-Delegierter und welche Aufgaben hat er?

„Roberto Mahieu, Delegado de la Rheinstahl, Maipú 241, Buenos Aires.“ Ein übersetzter Herr, etwa Ende 40, sitzt uns gegenüber. Sein Deutsch hat einen leicht französisch gefärbten Akzent; er ist Belgier von Geburt. Heute ist er Argentinier. Er ist 1948 nach Südamerika ausgewandert, denn das Nachkriegseuropa bot dem einstigen Direktor einer belgischen Stahlgießerei keine interessante Chance. Nach schweren Jahren in einer ihm völlig neuen Welt kam er 1955 wieder in Kontakt zu der Ruhrstahl AG. „Ihren Dir. Schmitz (unseren jetzigen Aufsichtsratsvorsitzer; Anm. d. Red.) kenne ich schon seit 1940.“ Herr Mahieu lächelt verbindlich; er fühlt sich irgendwie als alter Ruhrstahler. 1956 wurde er Delegierter der Ruhrstahl AG für ganz Südamerika mit Sitz in Buenos Aires.

In dieser Eigenschaft widmete er sich der Suche nach südamerikanischen Firmen, die die Vertretung der Ruhrstahl an den wichtigsten Punkten dieses Subkontinents übernehmen wollten und konnten; er beriet sie in allen Fragen. Seine Marktuntersuchungen waren wichtige Unterlagen für kaufmännische Dispositionen des Ruhrstahl-Vorstandes, waren Wegweiser für unsere Verkaufsabteilungen auf dem für den europäischen Exporteur schwierigen südamerikanischen Markt.

Ende 1958 nahm bei Rheinstahl der Gedanke, Delegierte des Unternehmens an die wichtigsten Handelszentren der Welt zu entsenden, konkrete Formen an. Die Erfahrungen, die Ruhrstahl mit ihrem Delegierten in Südamerika gemacht hatte, mochten dabei eine gewisse Rolle gespielt haben. Am 1. März 1959 – im Anschluß an einen viermonatigen Informationsaufenthalt bei den verschiedenen Rheinstahl-Werken – wurde Roberto Mahieu offiziell zum ersten Delegierten des Rheinstahl-Konzerns ernannt. (Mahieu: „Man betrachtete es zunächst als Experiment.“) Sein Bezirk: Argentinien; seine Aufgabe: Repräsentation der Rheinischen Stahlwerke bei den Behörden, Herstellung von Kontakten bei Verbänden, Handel und Banken sowie Industrieunternehmen. Unterstützung und Koordination – z. B. bei Einschaltung mehrerer Rheinstahl-Töchter in ein Geschäft – der Tätigkeit der einzelnen Vertretungen der Rheinstahl-Töchter in Argentinien war eine weitere Aufgabe, die ihm gestellt wurde. Hieran läßt sich erkennen, daß die Aufgaben des Delegierten also in hohem Grade

diplomatischer Natur sind und er sich weniger um den Abschluß von Geschäften kümmern soll. Das bleibt nach wie vor Aufgabe der Vertretungen der einzelnen Konzernunternehmen, etwa der Ruhrstahl, Hanomag und anderer Rheinstahl-Töchter.

Im Rheinstahl-Auslandsbüro, der aus dem Ruhrstahl-Auslandsbüro hervorgegangenen Zentrale des noch im Ausbau begriffenen weltweiten Delegierten-Netzes der Rheinischen Stahlwerke, sprachen wir mit dem Delegierten für Brasilien: Dipl.-Volkswirt Arthur Kornhuber. Der gebürtige Baltendeutsche ist seit 14 Jahren in Brasilien ansässig. Auch er gehört zu jenen Menschen, die bei Kriegsende alles verloren hatten, aber noch genug Energie besaßen, um sich in einer neuen Welt eine neue Zukunft aufzubauen. Der einstige Chefkorrespondent bedeutender deutscher Tages- und Handelszeitungen auf dem Balkan begann als Flüchtling in Brasilien von vorn. Nach fünf harten Jahren hatte er sich, zunächst als Importeur, später als kleiner Unternehmer (er betrieb eine Großschlchlerei) durchgesetzt. Anfang der fünfziger Jahre kam er wieder in Kontakt mit dem auswärtigen Amt der Bundesrepublik; alte Verbindungen aus der Vorkriegszeit wurden neu geknüpft. Als Legationsrat wurde er geschäftsführendes Mitglied einer deutsch-brasilianischen Regierungskommission für Investitionen, deren Aufgabe es war, deutsche Industrieunternehmen an einem finanziellen Engagement in der brasilianischen Wirtschaft zu interessieren. Rund 30 namhafte westdeutsche Firmen haben mit Hilfe dieser Kommission Zweigniederlassungen der verschiedensten Art in Brasilien errichtet. Durch die Aufhebung der Genehmigungspflicht solcher Projekte und die Liberalisierung von Auslandsinvestitionen ging die Arbeit der Kommission ihrem Ende zu. Arthur Kornhuber wurde nun Handelsattaché an der Deutschen Botschaft in Rio de Janeiro. Als Anfang Februar 1960 eine routinemäßige Versetzung nach Pretoria in Südafrika bevorstand, entschied er sich für das interessante Angebot der Rheinischen Stahlwerke, für diesen Konzern als Delegierter in Brasilien tätig zu werden. Seine Arbeit im Rahmen der Regierungskommission, durch die er nicht nur eine genaue Kenntnis der brasilianischen Wirtschaftsverhältnisse, sondern auch der brasilianischen Eigenarten erhielt, prädestinierte ihn geradezu für die Aufgabe eines Konzern-Delegierten.

Wir haben den Lebensweg und besonders das Nachkriegsschicksal dieser beiden Rheinstahl-Delegierten kurz skizziert, weil diese beiden Männer auf eine ungewöhnliche Vergangenheit zurückblicken können. Beide sprechen nicht viel über ihre ersten Jahre in Südamerika, über die Zeit, da sie erst Fuß fassen und sich unter völlig ungewohnten Lebensbedingungen eine neue Stellung erkämpfen mußten. Sie haben es geschafft, weil sie nicht nur fachliche Tüchtigkeit, sondern auch eine im Ausland unerläßliche Anpassungsfähigkeit bewiesen haben. Wer – wie sie – als Delegierter Repräsentant eines Weltunternehmens in Ländern ist, die nicht nur ihrer geographischen Ausdehnung, sondern auch ihrer wirtschaftlichen wie politischen Entwicklungsmöglichkeiten wegen europäische Maßstäbe sprengen, der muß mehr sein, als nur ein guter Fachmann und Verhandlungspartner. Er muß jenen Schuß Weltläufigkeit – gepaart mit diplomatischem Koordinationsgeschick – besitzen, der allein dem Großraumdenken der mit aller Macht nach vorn strebenden Entwicklungsländer angemessen ist.

Einst bestimmten die unübersehbaren Rinderherden und riesigen Getreidefelder das wirtschaftliche Wohl und Wehe Argentinien. Heute – nach schweren wirtschaftlichen und politischen Krisen – heißt Argentinien Hoffnung: Industrialisierung. Die Abhängigkeit des Landes vom Fleisch- und Getreideexport hat immer wieder zu politischen Unruhen und Hungersnöten geführt. Mit Hilfe amerikanischer, aber in zunehmendem Maße auch europäischer Hilfe, wird nun Zug um Zug eine Industrie aufgebaut, die eines Tages dem 20-Millionen-Volk einen Lebensstandard gewährleisten soll, der dem des Mitteleuropäers nicht nachsteht.

Voraussetzung hierfür ist, daß das Land in absehbarer Zeit nicht mehr im bisherigen Umfang auf die Einfuhr von Industriegütern angewiesen ist. Der Ausgleich der Handels- und Zahlungsbilanz sowie die Errichtung eigener Produktionsstätten sind also die wichtigsten wirtschaftspolitischen Ziele der Regierung. Um diese Ziele zu erreichen, bedarf es sowohl finanzieller als auch technischer Hilfeleistung der Industriestaaten. Vor allem Finanzhilfe – zumal von privater Seite – bekommt ein Entwicklungsland aber nur, wenn seine politischen Verhältnisse stabil genug sind, um das finanzielle Risiko auf einem erträglichen Maß zu halten. Dies kann man vom heutigen Argentinien annehmen, so daß zunehmend anlagensuchendes Kapital in das Land strömt.

Deutsche Facharbeiter und Ingenieure richten Zweigniederlassungen der verschiedensten westdeutschen Industrieunternehmen – fast stets gekoppelt mit argentinischer Kapitalbeteiligung – ein und lernen argentinische Arbeiter an ihren zukünftigen Arbeitsplätzen an. Dies geht um so leichter, als der Argentinier schnell und leicht lernt.

So entwickelt sich das früher vor allem nur landwirtschaftliche Rohstoffe produzierende Land fast zusehends zu einem Industriestaat. In den letzten Jahren nahm die Lederverarbeitung und die Textilindustrie einen raschen Aufschwung. Eisen- und metallverarbeitende Betriebe werden allerorts gegründet. Gewaltige Summen werden in die Erschließung von Ölquellen sowie Erz- und Kohlevorkommen investiert. Die Stahlerzeugung und -verarbeitung soll vorangetrieben werden. Gerade auf diesem Sektor ist Argentinien nicht nur auf finanzielle, sondern auch auf technische Hilfe von außen angewiesen.

Doch man ist nicht daran interessiert, daß ausländische Kapitalgeber die heimische Wirtschaft beherrschen. Deshalb ist die finanzielle Partnerschaft ausländischer und argentinischer Firmen und die Vermittlung technischer Kenntnisse stets der Angelpunkt jeden Gesprächs zwischen argentinischen Behörden und Vertretern amerikanischer oder europäischer Firmen. Wohl weiß man, daß das Land in bestimmten Spezialbereichen – etwa in der Herstellung hochkomplizierter Werkzeugmaschinen – noch für Jahrzehnte auf das Ausland angewiesen sein wird. Doch es geht schließlich zunächst nur um eine Industrialisierung auf breiter Basis, um eine zuverlässige Beschäftigung der Bevölkerung. Doch schon heute denkt man an den Export von Industrieerzeugnissen, vor allem in die benachbarten südamerikanischen Staaten.

Die argentinische Regierung fördert jede wirtschaftliche Initiative nach Kräften, und da das Land reich an Bodenschätzen aller Art ist, hat sich eine Welle des Optimismus dieses Landes bemächtigt, an dem nicht nur amerikanische, sondern auch europäische – und neuerdings japanische – Großunternehmen ein auffallendes Interesse bekunden.

*

Brasilien, vor rund 450 Jahren von portugiesischen Konquistadoren erobert, jahrhundertlang portugiesische Kolonie, dann Kaiserreich und ab 1891 Republik, ist der nördliche Nachbar und wirtschaftliche Konkurrent des spanisch sprechenden Argentinien. Im Gegensatz zu Argentinien, das wegen der rein weißen, auf europäische Vorfahren zurückgehenden Bevölkerung keine Rassenprobleme kennt (man bezeichnet es als das europäischste Land Südamerikas), ist Brasilien eigentlich schon ein „farbiges“ Land. Die Schwarzen machen rund 30 % der Bevölkerung aus, dazu kommt ein hoher Prozentsatz Mischlinge, aber es gibt keine Rassendiskriminierung. Jeder Brasilianer hat die gleichen Rechte und Pflichten, hat die gleichen Chancen. Viele halten Brasilien für das demokratischste Land der Welt. Aber ein großer Teil der 65 Mill. Brasilianer – im wesentlichen die Schwarzen und Mischlinge – lebt unter zum Teil primitiven Verhältnissen. Es hat sich gezeigt, daß die Nachfrage der einst als Sklaven in das Land gekommenen Schwarzen nicht jene Initiative der europäischen Einwanderersöhne entwickeln, die allein ein Vorwärtkommen unter den dortigen klimatischen Verhältnissen ermöglicht.

Brasilien mutet heute an wie ein Land im Aufbruch. Die immensen Bodenschätze, vor allem Erz und Edelmetalle, verlangen geradezu nach einer Hebung und Verwertung. Das Land, das vor allem durch seinen Kaffee berühmt ist, hat ebenso wie Argentinien die Schwelle zur Industrialisierung überschritten. Wer heute die großen Städte, etwa Sao Paulo, Rio de Janeiro oder die aus dem Boden gestampfte neue Hauptstadt Brasilia mit ihren zum Teil hypermodernen Hochhäusern sieht, weiß, daß Brasilien bereits mitten in einem alles umwälzenden Industrialisierungsprozeß steht. Die für europäische Verhältnisse überdimensionalen Entwicklungsvorhaben im Erzviereck Minas Gerais bei Belo Horizonte, die Pläne zur Errichtung einer auf den gewaltigen Erzvorkommen basierenden Eisen- und Stahlindustrie, rechtfertigen auch die optimistischsten Prognosen führender brasilianischer Politiker. Mit der politischen Stabilisierung ging deshalb in den vergangenen Jahren ein immer stärkerer Sog ausländischen Kapitals nach Brasilien Hand in Hand. Doch auch dieses Land ist nur in dem Maße an ausländischen Kapitalbeteiligungen interessiert, soweit sie sich zu einer Partnerschaft mit brasilianischen Firmen bereithalten. Nichts fürchtet man mehr als eine Kapitalüberfremdung, die das Land in eine quasi-koloniale Abhängigkeit zu den Kapitalgebern bringen würde.

Die Möglichkeiten, die das Land ausländischen Interessenten bietet, sind vielfältig. Und es ist in dem riesigen Land Platz für alle: So kamen in den vergangenen Jahren vor allem bel-

Bitte lesen Sie weiter auf Seite 22



Zur Berichterstattung in Düsseldorf: Arthur Kornhuber im Gespräch mit Dir. Brands, dem Leiter des Rheinstahl-Auslandsbüros



Rheinstahl-Delegierter für Argentinien: Roberto Mahieu
Rheinstahl-Delegierter für Brasilien: Arthur Kornhuber



Jahresfeier 1960 der Ruhrstahl- Jubilare

Die 198 Ruhrstahl-Jubilare des Jahres 1960 waren am 18. November zu der schon Tradition gewordenen Jahresfeier – wieder im Goldsaal der Dortmunder Westfalenhalle – zusammengekommen. Ihnen zu Ehren wurde ein festlich-heiterer Abend gestaltet, der Vorstand, Werksleitungen, Betriebschefs, Abteilungsleiter und Betriebsräte mit den Jubilaren vereinte. Bei unseren Jubilaren herrschte frohe Stimmung bis weit nach Mitternacht. Außer den unterhaltsamen kabarettistischen, mit viel Humor gewürzten Darbietungen erfreute zum erstenmal in der langen Reihe der stets gutorganisierten Jubilarsfeiern der Ruhrstahl-Kammerchor mit zwei vortrefflich intonierten Chorwerken von Verdi und Strauß. Lebhafter Beifall für den Einsatz des Chores war Dank für die uneigennützig Sangesfreudigkeit seiner Mitglieder. Die vielfach bewährte Kapelle Pasternak begleitete die singenden Ruhrstahler und umrahmte den rundum wohlgelungenen Abend auch sonst musikalisch beschwingt.



In seiner Begrüßungsansprache hieß Dir. Dr. Ebers alle Anwesenden, darunter den Leiter der Ortsverwaltung Hattingen der IG Metall, Herold, als früheres Belegschaftsmitglied der Hütte herzlich willkommen. In seinen Ausführungen würdigte er besonders die treue Werksesinnung der Jubilare, die unserer Jugend ein anspornendes Beispiel sein sollte. In diesen Männern, die 25, 40 und einige sogar 50 Jahre ihrem Arbeitsplatz treugeblieben seien, könne man mit Fug und Recht die Säulen unserer Betriebe sehen. Unsere Jubilare hätten sich in guten wie in schlechten Zeiten als wirkliche Mitarbeiter erwiesen, die nicht bei jeder Konjunkturschwankung davongelaufen seien, sondern vielmehr mit beispielhafter Pflichtauffassung gerade dann zu ihrem Werk gestanden hätten, als die Zukunftsaussichten am dunkelsten gewesen seien.

In den langen Jahren ihrer Werkszugehörigkeit hätten unsere Jubilare Erfahrungen sammeln können, die sie zu jener Qualitätsarbeit befähigten, durch die allein ein Unternehmen sich heute im harten Konkurrenzkampf in der Spitzengruppe halten könne. Die Ausführungen von Dr. Ebers waren nicht nur Ehrung, sondern auch Dank für treue Mitarbeit. Er sprach die Hoffnung aus, daß sich alle Mitarbeiter unserer Werke den von unseren Jubilaren bewiesenen Gemeinschaftsgeist zu eigen machen würden; er helfe mit, alle jene Probleme zu meistern, die auch noch in künftigen Jahren auf uns zukommen würden.

Herzliche Glückwünsche richtete Dr. Ebers schließlich an den am Jahresende ausscheidenden Dir. Graf, bis Sommer 1960 kaufmännischer Werksleiter der Henrichshütte, der fast am 20. November sein 40jähriges Dienstjubiläum begehen konnte. In wohlgelauten und ehrenden Worten gedachte er des geraden Werdegangs des Jubilars, der als scharfer Kostenrechner viel zur Bewahrung des Werks in den schweren Jahren von 1930 und nach dem zweiten Weltkrieg beigetragen habe. Ihm sei es übrigens zu danken, daß das „alle Walzwerk, die alle Mühle“, seinerzeit nicht abgerissen wurde und damit der Hütte der Grundstock für die Grobblechfertigung erhalten blieb, die mit dazu beitrug, das Werk zu seiner heutigen Größe auszubauen. Die Lücke, die Dir. Graf hinterlasse, sei nicht leicht auszufüllen. Er werde ein Vorbild in fachlicher wie menschlicher Hinsicht bleiben.

Im Namen des Gesamtbetriebsrats und der Belegschaft übermittelte BR-Vorsitzer Hemb herzliche Wünsche an die Jubilare; besondere Worte des Dankes für die gute Zusammenarbeit in den zurückliegenden Jahren richtete er auch an Dir. Graf. BR-Vorsitzer Hemb setzte sich in seiner kurzen Ansprache dafür ein, daß die drei Tage Sonderurlaub, die den Angestellten anlässlich ihres Jubiläums gewährt werden, künftig auch den Arbeitern eingeräumt werden sollten.

Es ist ein schöner Brauch, einmal im Jahr die Jubilare zu einer Feierstunde zu vereinen. Dann sitzen die Männer aus den Betrieben mit den Angestellten in bunter Reihe zusammen, ergeben sich zwanglose Gespräche zwischen Vorgesetzten und Mitarbeitern außerhalb der Betriebsatmosphäre. Manches, was im Trubel des Alltags nicht oder nur schwer gesagt werden kann, findet menschliche Klärung bei einem Glase Wein.

Wenn ein Unternehmen in jedem Jahr fast 200 Jubilare ehren kann, dann spricht das für die Tradition und die menschliche Bindung an das Werk, an den Arbeitsplatz. 139 Ruhrstahl-Mitarbeiter, davon 30 Angestellte, erhielten in diesem Jahr die silberne Ehrennadel für 25jährige Werkstreue; 49 Mitarbeitern, davon 11 Angestellte, wurde in diesem Jahr die goldene Ehrennadel für 40jährige Werkstreue an den Rockaufschlag geheftet; der goldene Ehrenring der Ruhrstahl wurde in diesem Jahr 10 Mitarbeitern, davon 3 Angestellten, für 50jährige Werkstreue verliehen. Die Henrichshütte hat mit 158 Jubilaren wie stets die meisten Ehrungen vornehmen können; 17 Mitarbeiter des Anneker Gusstahlwerks feierten in diesem Jahr ein Arbeitsjubiläum; 19 waren es bei den Presswerken Brackwede und 4 bei der Verwaltung Witten.

Frohsinn bis nach Mitternacht: Darbietungen des Ruhrstahl-Kammerchores waren tönender Auftakt zur diesjährigen Ruhrstahl-Jubilarsfeier im Goldsaal der Westfalenhalle, die wieder im Zeichen eines bunten Variétéprogramms und fröhlicher Geselligkeit stand. Die 198 Jubilare des Jahres 1960 werden die ihnen zu Ehren gestaltete Feier – die Fotos sind ein kleiner Querschnitt – wohl noch lange in schöner Erinnerung bewahren





Ehrende Worte für Dir. Graf

HENRICHSHÜTTE

Dir. Graf nahm Abschied

Der kaufmännische Werksleiter der Henrichshütte, Dir. Wilhelm Graf, ist – wie wir bereits in WZ 7/60 meldeten – am 30. Juni dieses Jahres aus seinem Amt ausgeschieden und tritt am 31. Dezember in den Ruhestand. Dir. Graf, der am 1. Januar 1955 die kaufmännische Leitung der Henrichshütte übernahm, konnte am 20. November noch seine 40jährige Zugehörigkeit zum Bereich der ehemaligen Vereinigten Stahlwerke feiern.

Der Abschied von einem Mann, der sich in vielen Arbeitsjahren in leitender Position um ein Werk verdient gemacht hat, schließt Rückschau in sich, Bilanz eines tätigen Lebens. Verfolgt man den Berufsweg des am 9. März 1891 in Sarnau (Hessen-Nassau) geborenen Wilhelm Graf, so erfährt man, daß er erst verhältnismäßig spät zur Montanindustrie gestoßen ist. Nach dem Besuch der Volksschule und einigen Gymnasialjahren in Düsseldorf erhielt er seine praktische Ausbildung zum kaufmännischen Angestellten in den Jahren 1905–1908 bei der Deutschen Oxydrie GmbH. und der Kaufmännischen Fachschule in Düsseldorf. Nach der Ausbildung war er bis 1912 als – wie es damals noch hieß – „kaufmännischer Beamter“ bei seiner Lehrfirma. Von 1912–1918 leistete er Militärdienst, zuletzt im Range eines Vizefeldwebels; anschließend, bis zum Herbst 1919, war er Bürovorsteher im Bezirkskommando Düsseldorf. Nun erst sagte Wilhelm Graf dem Militär valet und betätigte sich bis Ende 1920 als Geschäftsführer der Firma Friedrich Ulmer in Detmold.

Der den künftigen Lebensweg Wilhelm Grafs bestimmende Berufsabschnitt begann am 20. November 1920 mit seinem Eintritt in die Hauptverwaltung der Gelsenkirchener Bergwerks AG in Düsseldorf. Bis Ende Mai 1926 war er hier als Kalkulator tätig. Bei Gründung der Vereinigten Stahlwerke wurde er übernommen und war vom 26. Mai 1926 bis 30. Juni 1930 Bürovorsteher der Hauptkostenabteilung dieses großen Montankonzerns.

Im Rahmen der Gründung der Ruhrstahl AG wurde Wilhelm Graf als Leiter der Kostenabteilung am 1. Juli 1930 zur Henrichshütte in Hattingen versetzt. Am 22. November 1932 erhielt er Handlungsvollmacht; am 17. Januar 1939 wurde er zum Prokuristen ernannt.

Mit der Ernennung zum kaufmännischen Werksleiter der Henrichshütte am 1. Januar 1955 erreichte der Berufsweg des Kostenfachmannes Wilhelm Graf seinen Höhepunkt. Über ein halbes Jahrzehnt stand er an der Spitze der kaufmännischen Abteilungen der Hütte, die sich inzwischen zu einem Großbetrieb mit fast 10 000 Arbeitern und Angestellten entwickelt hat.

Wilhelm Graf war nicht nur Kostenfachmann, dem der sachlich nüchterne Umgang mit der Zahl zur Lebensaufgabe wurde; er fühlte auch für die ihm anvertrauten Menschen, denen er sich

in Sorge annahm: Seit 30 Jahren hat Wilhelm Graf die Leitung – nach Einführung der Selbstverwaltung der Vorstandsvorsitz – der Betriebskrankenkasse der Henrichshütte inne. Gleichzeitig war er stellvertretender Vorsitz der Vertreterversammlung der Betriebskrankenkasse. Außerdem war er bis vor zwei Jahren in der Arbeitsgemeinschaft der Betriebskrankenkassen von Hattingen und Umgebung sowie beim Landesverband der Betriebskrankenkassen ehrenamtlich tätig.

Am 9. Dezember legte Wilhelm Graf den Vorsitz im Vorstand der Betriebskrankenkasse und den stellvertretenden Vorsitz in der Vertreterversammlung nieder. Aus diesem Anlaß wurde im Rahmen einer musikalisch umrahmten Feierstunde sein langjähriges segensreiches Wirken in diesen Institutionen gewürdigt. Der Vorsitz der Vertreterversammlung, Summeck, und der stellvertretende BR-Vorsitz Unterregge (für den verhinderten stellvertretenden Vorsitz des Krankenkassenvorstandes, BR-Vorsitz Hemb) sprachen dem scheidenden Wilhelm Graf ihren Dank aus und gedachten der von ihm geleisteten Arbeit. Bei den Arbeitnehmervertretern – so wurde besonders betont – hatte Wilhelm Graf durch sein gerechtes und soziales Handeln stets volles Vertrauen.

In sehr persönlichen Worten gedachte der Geschäftsführer der Betriebskrankenkasse, Henkel, der Jahre enger Zusammenarbeit mit Dir. Graf. Auch er betonte, wie ungern man einen Wechsel im Vorstandsvorsitz der Kasse gerade zu dem Zeitpunkt sieht, in dem die jahrzehntelangen Erfahrungen Wilhelm Grafs als Chef der Krankenkasse im Hinblick auf die Neuordnung des Krankenversicherungsgesetzes als fast unentbehrlich empfunden werden. „Wenn es darum ging, soziale Not zu lindern, den kranken Menschen die finanzielle Sorge abzunehmen, dann war Dir. Graf sofort bereit, zu helfen... Sie haben es stets verstanden, Herr Graf, den richtigen Weg einzuschlagen... Die Arbeit für unsere Krankenkasse war Ihnen Herzenssache. Das werden wir Ihnen nie vergessen.“

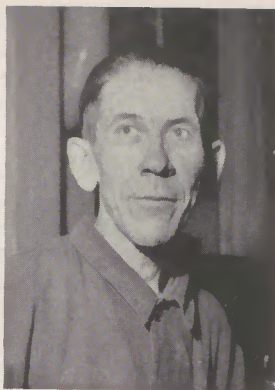
Dir. Dr. Ebers würdigte in kurzen, herzlichen Worten den Menschen und Mitarbeiter Wilhelm Graf. Er bekannte, daß ihm der Abschied von diesem Mann sehr schwer fällt, der nicht nur im kaufmännischen Bereich der Hütte, sondern auch – und das mit ganzem Herzen – auf dem sozialen Sektor so erfolgreich gewirkt habe. In der Person des scheidenden Werksleiters und Krankenkassenchefs stelle sich ein erfülltes Leben dar.

Werksarzt Dr. Gruß, der seit 16 Jahren mit Dir. Graf in engem Kontakt zusammenarbeitet, gedachte in seiner improvisierten Ansprache einiger Erinnerungen, die ihn mit Dir. Graf verbinden. Er bezeichnete Wilhelm Graf als den „idealen Vorgesetzten“.

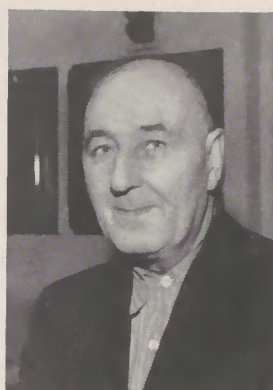
Lesen Sie bitte weiter auf Seite 23

**40 Jahre
im Dienst**

HENRICHSHÜTTE



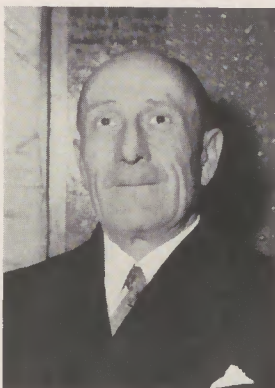
Ernst Geyer
Einsetzer
(Walzwerk I)
am 4. November 1960



Paul Kostrach
Heizer
(Zentralkesselhaus)
am 8. November 1960



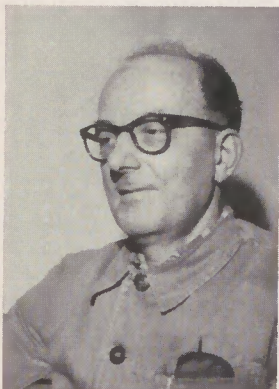
Fritz Burghoff
Kranführer
(Eisengießerei)
am 19. November 1960



Wilhelm Schäfer
Vorarbeiter
(Hochofen)
am 19. November 1960



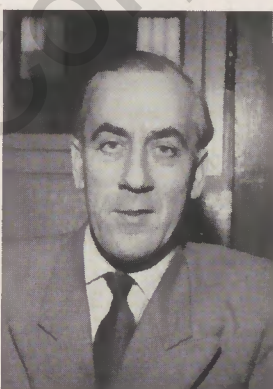
Paul Köhler
Terminsbearbeiter
(Zentralarb.-Vorbereitung)
am 3. Dezember 1960



Friedrich Müller
Vorarbeiter
(Bearb.-Werkstatt I)
am 4. Dezember 1960



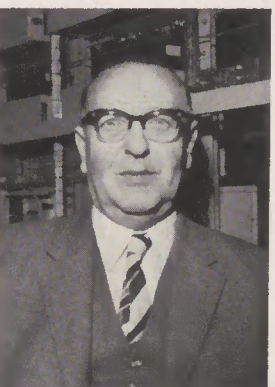
Rudolf Scheid
Bote
(Sozialabteilung)
am 9. Dezember 1960



Hermann Wimmers
Vorarbeiter
(Modellschreinerei)
am 11. Dezember 1960



Albert Krampe
Handlanger
(Bauabteilung)
am 14. Dezember 1960



Wilhelm Knepper
Meister
(Elektroabteilung)
am 29. Dezember 1960



Karl Westen
Angestellter
(Stahlgießerei)
am 29. Dezember 1960

WERKSARZT**Das Ergebnis
der Röntgen-Reihen-
untersuchung 1960**

Der sozial- und betriebshygienische Wert der Röntgen-Reihenuntersuchung ist unbestritten. Die Beteiligung an dieser Aktion im Dienst der Gesundheitsfürsorge ist jedoch freiwillig. Beim heutigen Stand der Röntgentechnik mit überaus kurzen Belichtungszeiten und einer ordnungsgemäßen Röntgen-Belastungskartei ist eine Röntgen-schädigung — wie manchmal behauptet wird — im allgemeinen nicht zu erwarten. Doch selbst bei einer jährlichen oder gar halbjährlichen Untersuchung lassen sich bedauerlicherweise manche akut verlaufenden Lungenerkrankungen nicht immer erkennen. Organisatorisch und betriebstechnisch sind halbjährliche Untersuchungen — wie sie verschiedentlich gefordert werden — nur schwer durchzuführen. Die beste Kompromißlösung ist die etwa 1—1½jährige Untersuchung. Dabei muß aber jeder in gesundheitlichen Fragen durch Aufklärung und Schulung in der Lage sein, bei Verdacht einer Lungenerkrankung rechtzeitig zum Arzt zu gehen. Hartnäckiger Husten, insbesondere blutiger Auswurf, Nachtschweiß, Gewichtsabnahme und manchmal auch Schmerzen im Bereich des Brustkorbes sollten immer eine ernstzunehmende Warnung sein, eine zusätzliche Röntgenuntersuchung vornehmen zu lassen.

Auf der Henrichshütte wurden Röntgen-Reihenuntersuchungen in den Jahren 1942, 1950, 1951, 1954, 1957 und 1960 durchgeführt. Die Beteiligung der Belegschaft an diesen Aktionen war stets hoch und zeugt von einer gesunden, kritischen Einstellung gegenüber dem Problem der Krankheitsverhütung und der vorbeugenden Gesundheitspflege. In diesem Jahr wurden 8549 Belegschaftsmitglieder der Henrichshütte geröntgt (91 % der Gesamtbelegschaft), davon 8306 durch die Schirmbildstelle der Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahl und 243 durch die werksärztliche Abteilung.

Bei der Auswertung der Schirmbilder durch die Röntgen-Reihenbildstelle wurde bei 101 Belegschaftsmitgliedern wegen erhobener oder verdächtiger Befunde eine Röntgen-nachuntersuchung durch unsere Röntgenabteilung oder durch das Gesundheitsamt für notwendig gehalten. Die Zahl der Nachuntersuchungen ist auf der Hütte — außer 1951, als besondere Verhältnisse herrschten — kontinuierlich von 3,3 % im Jahre 1950 auf 1,18 % im Jahre 1960 zurückgegangen.

Die Zahl der Befunde und Nebenfunde, die sich bei der diesjährigen Reihenuntersuchung feststellen ließen, betrug 3709. Sie ist aber nicht gleichzusetzen mit der Zahl der Röntgenaufnahmen, da verschiedentlich auf einer Aufnahme mehrere Befunde festgestellt werden konnten. Im übrigen handelt es sich hierbei nicht immer um echte krankhafte Befunde. Ohne Befund waren 6158 Mitarbeiter (72 % der Untersuchten). Abschließend kann gesagt werden, daß der Wert der Röntgen-Reihenuntersuchungsaktion in diesem Jahr wegen der Früherkennung bestimmter Lungenerkrankungen wieder bewiesen wurde. In 100 verdächtigen Fällen wurden 11 akute frische Lungenerkrankungen diagnostiziert.

Die nächste Röntgen-Reihenuntersuchung auf der Henrichshütte ist für Ende 1961 in Aussicht genommen. Dr. med. Gräß, Henrichshütte

Rheinstahl-Delegierte in Lateinamerika

Fortsetzung von Seite 17

gische, japanische, deutsche und französische Montanunternehmen, um an der wirtschaftlichen Erschließung des Landes ihren Anteil zu sichern. Die deutsche Chemieindustrie, die Automobilindustrie und verschiedene andere Industriezweige haben sich zum Teil schon seit Jahren in Brasilien engagiert. Doch die rasche Industrialisierung des Landes bringt auch ihre Probleme mit sich, besonders die rasche Abwanderung der Landbevölkerung in die stadtnahen Industriezentren, was vor allem zu sozialen Schwierigkeiten führt.

*

Vielfach spricht man heute von Brasilien als dem „gelobten Land“ für ausländisches Kapital. Doch Brasilien – ebenso wie Argentinien – ist nicht interessiert an Finanzspekulant, sondern an der Schaffung einer soliden wirtschaftlichen Grundlage für die weitere Industrialisierung des Landes. Die Chance für jene Unternehmer, die ein gewisses unumgängliches Kapitalrisiko nicht scheuen und die wirtschaftliche Zukunft dieser beiden Staaten richtig und rechtzeitig einzuschätzen wußten, sind groß. Allerdings mußten sie bald erkennen, daß sie weder mit direkten Exporten noch mit Kapitalanlagen, die Monopol-

charakter tragen, in diesen Ländern ins Geschäft kommen konnten. Zollmauern und Genehmigungspflichten versperrten solchen zu „kolonial“ denkenden Unternehmen den Zugang zum Markt. Wer jedoch die Zukunft mit den risikofreudigen Südamerikanern, deren Improvisationsgeschick und -initiative erstaunlich ist, zu teilen bereit war, der fand rasch Förderung und – auf längere Sicht gesehen – Gewinn.

Nicht zuletzt dank der intensiven Arbeit der beiden Rheinstahl-Delegierten gelang es nicht nur den Rheinischen Stahlwerken als leistungsfähiger Konzern in Südamerika bekanntzuwerden, sondern auch den Vertretungen ihrer Tochtergesellschaften immer besser ins Geschäft zu kommen. Sowohl in Argentinien als auch in Brasilien (wo Rheinstahl übrigens an großen Erzvorkommen beteiligt ist) haben verschiedene Rheinstahl-Tochtergesellschaften, so u. a. auch die Ruhrstahl AG, interessante Projekte in Angriff genommen. Es handelt sich dabei entweder um die Errichtung von Produktionsstätten – jeweils unter Beteiligung einer südamerikanischen Firma oder Firmengruppe – oder um Lizenzvergaben an einheimische Fabrikanten.

LESERZUSCHRIFT

Meditationen über das Betriebsklima

Wir alle wissen, daß die Zeiten vorbei sind, in denen der Prinzipal wie ein Familienvater um seine Mitarbeiter besorgt war und instinktiv wußte, daß ihre seelische und moralische Gesundheit ebenso wichtig sind wie die körperliche. Unsere Betriebe sind keine Organismen mehr, sondern Organisationen. Menschliche Qualitäten gelten nur, sofern sie dem Betrieb nützlich scheinen. Alles andere gilt als lästig und belastend, als den Betrieb nicht betreffend. Da man aber sehr wohl weiß, daß der Mensch doch nicht ganz so vollständig wie ein Rädchen in die Maschine einzubauen ist, hat man den Begriff „Betriebsklima“ erfunden. Man meint, weil man einen Namen habe, habe man auch die

Sache. Aber man vergißt, daß diese Sache eben nicht von anderen Sachen abhängig ist, sondern von Menschen. Es wäre gut, wenn jeder in einem Betrieb arbeitende Mensch ein für allemal, und zwar unabhängig von der Höhe seines Gehalts, begreifen würde: Phrasen vom Betriebsklima und vom Menschen im Betrieb sowie noch so hohe freiwillige Sozialleistungen und ausgedehnte Wohnbauprogramme ersetzen nicht die praktisch geübte Güte, das spürbar ausgestrahlte Vertrauen, die sichtbare Überwindung des Ehrgeizes auf Kosten anderer, die täglich neu exerzierte Selbstdisziplin. Es geht also nicht um Theorien, sondern um die Praxis.

Böckmann, Annen

KURZKOMMENTAR

Leserzuschriften

Kürzlich erhielt die Werkzeitschrift einen Brief, in dem sich einige junge Mitarbeiter in durchaus sachlicher Form über eine organisatorische Panne beklagten, deren Opfer sie geworden waren. Die Werkzeitschrift prüfte den Sachverhalt; er erwies sich als zutreffend. Da es allgemeine journalistische Praxis ist, Leserzuschriften, sofern sie der Redaktion nicht anonym zugehen, vielfach unter Geheimhaltung des Absenders abzu- drucken, war auch in diesem Fall eine Veröffentlichung vorgesehen.

Jedoch: Der Briefautor rief die Redaktion an und bat, von einer Veröffentlichung Abstand zu nehmen, da er – im Anschluß an ein Gespräch mit einem Vorgesetzten – Grund zu der Annahme zu haben glaubte, die Briefveröffentlichung könne seinem Fortkommen bei Ruhrstahl in irgendeiner Form schaden.

Das ist erschreckend. Ist der einzelne im Getriebe eines Großbetriebes nur mehr ein derart kleines Rädchen, daß über seine berechnete Kritik, ggf. mit Hilfe einer kleinen Einschüchterung, einfach zur Tagesordnung übergegangen werden kann?

Gewiß, ein frühzeitig klärendes Gespräch mit dem Meister oder sonstigen Vorgesetzten, ein Gang zum Betriebsrat hätte vielleicht die Leserzuschrift an die Werkzeitschrift erübrigt. Aber wie viele unter uns schlucken berechtigten Ärger, eine kritische Meinungsäußerung herunter, weil sie bei Gesprächen mit den Vorgesetzten schon schlechte Erfahrungen gemacht haben und sich – durch Erfahrung gewitzt – nicht selber schaden wollen. Seien wir doch ehrlich: Wer gibt schon gerne einen Fehler zu, und um wieviel weniger ist man bereit, sich von den untergebenen Mitarbeitern kritisieren zu lassen?

Für manche ist deshalb die Werkzeitschrift so etwas wie ein neutraler Schiedsrichter, dem man seine Sorgen anvertrauen möchte, Ärger irgendwie loswerden möchte. Die Werkzeitschrift freut sich über solcher Art Vertrauen. Um so betrüblicher ist es für die Redaktion sagen zu müssen: Wenn wir auch kritische Zuschriften abdrucken wollen – sofern sie in Form und Inhalt sachlich bleiben – manches Mal müssen wir verzichten, um dem Einsender Ärger zu ersparen. Es gibt nämlich nicht wenige Stimmen, die da meinen, Kritik an betrieblichen und organisatorischen Mängeln gehöre nicht in die Werkzeitschrift.

Zweifelloos ist diese Zeitschrift nicht der Austragungsort grundsätzlicher Diskussionen über betriebliche Mißstände, die dem Ruf des Unternehmens schaden können. Doch wir glauben, daß in den Fällen, in denen die Persönlichkeit des einzelnen – durch welche betrieblichen Umstände auch immer – unnötigerweise beeinträchtigt wird, die Veröffentlichung der Leserzuschrift gerechtfertigt ist.

In solchen Fällen wird nämlich nicht „schmutzige Wäsche“ gewaschen, sondern nur Kritik an solchen Pannen geübt, die leider immer wieder passieren, ohne daß ein betriebliches Alibi sie rechtfertigen würde. Wer einen Fehler macht, sollte auch für ihn stehen. Dazu bedarf es freilich persönlichen Formats. Mißstände werden fast stets bekannt. Eine berechnete Kritik unterdrücken zu wollen, führt – wie die Erfahrung zeigt – stets zu Peinlichkeiten. Die kann man sich – so glauben wir – mit Anstand ersparen.

UNSERE TOTEN

HENRICHSHUTTE

Heinrich Münster	Pensionär	1. November 1960
Heinrich Becker	Pensionär	8. November 1960
Gerhard Porwol	Lohnbuchhalter	9. November 1960
Fritz Bartels	Pensionär	10. November 1960
Julius Wette	Hilfsarbeiter	12. November 1960
Herbert Hey	Presser	13. November 1960
Paul Eichelberger	Pensionär	14. November 1960
Wilhelm Güldenhaupt	Pensionär	18. November 1960
Karl Gutheil	Maurer	20. November 1960

ANNENER GUSSTAHLWERK

Paul Werner	Hausmeister	12. Oktober 1960
Adolf Schmitthener	Pensionär	8. November 1960
Gustav Nordhoff	Kranfahrer	11. November 1960
Richard Rzodetzko	Gießereiarbeiter	12. November 1960
Friedrich Reckermann	Pförtner	15. November 1960

PRESSWERKE BRACKWEDE

Karl Schill	Pensionär	22. November 1960
-------------	-----------	-------------------

WIR BEWAHREN IHNEN EIN EHRENDES ANDENKEN



PERSONALIEN

25 Jahre im Dienst

Henrichshütte

Wilhelm Klüsche, Schrottlader (Stahlwerk), am 11. Dezember 1960

Heinrich Ludwig, Blockflämmer (Stahlwerk), am 23. Dezember 1960

Karl Walkenhorst, techn. Angestellter (Betr.-Wirtsch.-St.), am 30. November 1960

Walter Wübbens, Gruppenleiter (Verkauf M. u. A.), am 30. November 1960

Annener Gussstahlwerk

Johann Hölscher, Kontrolleur (Schreinerei), am 23. Oktober 1960

Wilhelm Koch, Schlosser (Apparatebau), am 26. Oktober 1960

Ernennungen

Annener Gussstahlwerk (ab 1. November 1960)

Alfred Lachmann, Sandstrahler (Apparatebau), wurde zum Vorarbeiter ernannt

Annener Gussstahlwerk (ab 1. Dezember 1960)

Max Schlitzke, Schlosser (Grubenwetterkühler), wurde zum Vorarbeiter ernannt

Presswerke Brackwede (ab 1. Oktober 1960)

Wilhelm Kramer (Bauabteilung) wurde zum Vorarbeiter ernannt

Allen Lesern der Ruhrstahl-Werkzeitschrift wünscht die Redaktion ein frohes Weihnachtsfest und ein vor allem gesundes, aber auch erfolgreiches Jahr 1961.

Dir. Graf nahm Abschied

Fortsetzung von Seite 20

Tief bewegt dankte der scheidende Krankenkassenchef in von Herzen kommenden Worten denen, die ihm in langen Jahren treue Mitarbeiter gewesen sind. Die ehrennden Worte, die ihm in dieser Feierstunde zuteil wurden, machten ihm – so meinte er – den Abschied eigentlich noch schwerer als er ohnehin sei. Er dankte für das Vertrauen, das man ihm in den drei Jahrzehnten, in denen er Vorsitz der Vorstandes der Betriebskrankenkasse gewesen sei, entgegengebracht habe. Er betonte, daß ihm in seiner Arbeit für die Krankenkasse stets das Wohl des Menschen vorrangig gewesen sei und er versucht habe, stets im Sinne dieser Maxime seine Entscheidungen zu treffen. „Übertragen Sie das Vertrauen, das Sie mir entgegenbrin-

Pensionierungen

Henrichshütte (zum 31. Oktober 1960)

Karl Vorberg, Meister (Stahlwerk), wegen Erreichung der Altersgrenze

Henrichshütte (zum 30. Nov. 1960)

Heinrich Schmidt, Modellschreiner (Stahlformgießerei), Erreichung der Altersgrenze

Albert Szymanowski, Kranführer (Walzwerk II), Invalide

Berthold Bettenhausen, Glüher (Walzwerk I), Invalide

Wilhelm Spilker, Werkschutzmann (Werkschutz), Erreichung der Altersgrenze

Leo Kohnke, Schmelzer (Hochofen), Invalide

Franz Kühn, Bote (Werkschutz), Invalide

Annener Gussstahlwerk (zum 30. November 1960)

Paul Kallen, Kranführer (Apparatebau), wegen Erreichung der Altersgrenze

Presswerke Brackwede

Robert Kubitschke, Maschinenarbeiter (Betrieb II), wegen Erreichung der Altersgrenze

Heinrich Sewöster, Maschinenarbeiter (Gesenkschmiede), wegen Erreichung der Altersgrenze

Clemens Lückewille, Blechrichter (Betrieb II), Invalide

Wilhelm Wegener, Richter (Betrieb II), Invalide

gen, auf meinen Nachfolger.“ Das war Dir. Grafs letzter Wunsch an Vorstand, Vertreterversammlung und Geschäftsführer der Krankenkasse. Kassengeschäftsführer Henkel aber hofft: „Möge der zukünftige Chef das Herz mitbringen, das uns jetzt verlorengeht.“

Der nun ausgeschiedene, allseits beliebte und als Fachmann geachtete Werksleiter und Krankenkassenchef gehörte zu den Stillen im Lande, die nicht viel Aufhebens um ihre Arbeit machen, die aber mit Verhandlungsgeschick, persönlichem Verständnis, Einfühlungsvermögen und warmer Menschlichkeit, gepaart mit jahrzehntelanger Berufserfahrung, ihre Aufgabe erfüllen. Mit Wilhelm Graf scheidet ein Mann aus dem Dienste der Ruhrstahl AG, dessen lauterer, Ruhe ausstrahlendes Wesen und dessen persönliche Bescheidenheit ihn zu einem ruhenden Pol im Meinungsstreit der zwangsläufigen Interessengegensätze der Tarifpartner werden ließ. Wir wünschen dem verdienten Werksleiter einen geruhsamen und schönen Lebensabend.

dort, wo wir selbst helfen können und helfen müssen, versagen. Das Maß an Opferbereitschaft, das wir den Flüchtlingen zeigen, ist zudem ein Prüfstein für unseren Willen, Opfer für die Wiedervereinigung auf uns zu nehmen, die sie sicherlich von uns, und hoffentlich bald, fordern wird.

Der Friedlandhilfe e. V. ist für die Zeit von Mitte Oktober bis Mitte Dezember die Sammelgenehmigung erteilt. Die Spenden sind steuerabzugsfähig. Alle Spenden gehen über die karitativen Verbände den Flüchtlingen unmittelbar zu. Besonders erwünscht ist – neben Geld zum Ankauf neuer Bekleidung – gut erhaltene Männerbekleidung.

Geldspenden werden erbeten an: Friedlandhilfe e. V., Postcheckkonto Köln Nr. 1165; Sachspenden bitte an: Friedlandhilfe e. V., (20b) Friedland/Leine, Lager.



Geistesgegenwärtiger Kraftfahrer: Der Kraftfahrer Peter Mombauer, Henrichshütte, befuhr am 26. September die Werksstraße vom Hauptgebäude in Richtung Neue Versuchsanstalt, als er an der Baustelle einen Lkw-Anhänger bemerkte, der mit zunehmender Geschwindigkeit auf ihn zurollte. Er stieg aus seinem Pkw, warnte andere Pkw-Fahrer, lief ca. 60–80 m hinter dem Anhänger her, erfaßte die Gabel und lenkte den Anhänger über den Bürgersteig in einen dort liegenden großen Sandhaufen. Die Belohnung für sein geistesgegenwärtiges Verhalten bei akuter Unfallgefahr waren je 50,- DM von Werksleitung und Berufsgenossenschaft.



St. Nikolaus besuchte Ruhrstahl-Kindergarten: Fast 100 Kinder von Mitarbeitern der Henrichshütte empfingen am 6. Dezember den St. Nikolaus mit Weihnachtsliedern, verschiedene unter ihnen aber auch mit einigem Bangen. Nicht zu Unrecht, denn für die im „schwarzen Jahresbuch“ verzeichneten kleinen Unartigkeiten setzte es für einige der vorzilierten kleinen Sünder (unser Foto) sogar Schläge mit der Rute. „Lieber Nikolaus, ich will es auch nicht wieder tun.“ Dieser unter Schluchzen vorgebrachte Satz rührte aber auch den strengen Nikolaus. Lob erhielten jene, die im „goldenen Jahresbuch“ verzeichnet waren. Lebkuchen gab es für alle.



Ruhr führte Hochwasser: Am Wochenende des 3./4. Dezember wüsten besonders im Ruhrgebiet Unwetter von ungewöhnlichem Ausmaß. Die Ruhr trat – wie zum letztenmal 1946 – weit über ihre Ufer. Ebenso wie verschiedene an der Ruhr entlangführende Straßen mußten auch einige Ruhrbrücken gesperrt werden; andere waren nur mit Mühe passierbar. Während die Verkehrspolizei alle Hände voll zu tun hatte, konnte sich der Werkschutz der Henrichshütte damit begnügen, einige Kellerräume auszupumpen. Unser Foto zeigt den „Bauplatz Sinteranlage“ bei Hochwasser am 5. Dezember 1960.

FRIEDLANDHILFE

Helft den Flüchtlingen

Der Flüchtlingsstrom aus Mitteldeutschland ist bisher nicht abgeebbt. Nach wie vor kommen wöchentlich rund 5000 Flüchtlinge aus Mitteldeutschland in die Bundesrepublik. Unter ihnen befinden sich zahlreiche alleinstehende Jugendliche, denen unsere besondere Hilfe gelten muß. Alle Flüchtlinge kommen praktisch nur mit dem, was sie auf dem Leibe haben, weil die Mitnahme auch nur wenigen Gepäcks den Flüchtling republikfluchtverdächtig macht und ihn der Gefahr ernster Bestrafung durch die Zonenbehörde aussetzt. Den Flüchtlingen müssen wir helfen. Es darf nicht sein, daß sie hier in neue Not geraten. Es darf nicht sein, daß wir auf politischem Gebiet um die Hilfe anderer Mächte bitten und uns



foto des monats